



32101 067517092

Sternberg

BÜNDNISSE

LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

5-39 x
Leo Sternberg

Bündnisse





Leo Sternberg

Bündnisse



Axel Junckers Verlag
Berlin Stuttgart Leipzig

Otty Herz zu eigen

191
145
.322

(RECAP)

550884

Schlösser.



ft, wenn er sie erinnerte „Wie Du neulich sagtest,“ fragte sie, sich besinnend „Warst Du es nicht?“; und es war wirklich schwer festzustellen.

Denn über dem Gemeinsamen ging die Vorstellung, daß sie zwei Einzelwesen seien, verloren, und in der Erinnerung schien ihnen, was sie Schönes erfahren, immer vom andern herzurühren.

Einer von ihnen hatte aber jedenfalls, als der Kaiser die Stadt besuchte, gesagt: „Wie beneidenswert ist doch solch ein Fürst! Im ganzen Lande verteilt seine Schlösser stehen zu haben! Er braucht nur zu wählen; überall steht ein Palast in Bereitschaft für ihn. Und jeder Besuch ist ein Wiedersehensfeiern mit stolzem, reichem Eigen und Auffrischung denkwürdiger Tage. Wie schön!“

Die Antwort war nur ein Seufzer und ein sehnsüchtiges Stillesein gewesen.

Und die weitere Antwort war, daß er hinüberging, über das Meer, um Forschungen anzustellen zu seinem Lebenswerk. — —

Seit kaum einer Woche waren sie getrennt. Das heißt, sie wußte, daß sie ihn zum Zuge begleitet, was sie übrigens jede Woche tat, gewiß, daß er die Woche darauf zurückkomme. Sie

wußte auch, daß er von dem Lande erzählt hatte, wo ein verzauberter Wald aus lauter in Achat verwandelten Kurafarien versteinert steht, wo Cañons die Erde spalten — jähe Kiefenschluchten, in deren schwindelerregenden Tiefe sich der silberne Faden des Flusses hinwindet — und wo die Berge die Labyrinth der Riffhäuser und Höhlenwohnungen umschließen, die er erforschen wollte. Nicht märchenhafter wie sie alles annutete, wenn er bei ihr war. —

Sie verstand die Trennung noch nicht. Es waren da so viele Betrachtungen anzustellen, wenn er weg war: Wie die Liebe wächst; wie der Geliebte so ganz anders ist, als alle anderen Menschen; wie er jene Äußerung gethan; wieviel bestätigende Beispiele sie ihm jetzt dafür anführen könnte, während sie dem Anwesenden immer nur anbetend hatte zuhören mögen; wie sie sich anschieden, mit vereintem Atem die Nachtkerze auszublasen, indem sie drei zählten aber die Herrschaft über den Atem verlierend in Lachen ausbrachen . . .

Wahrhaftig, sie kam nachträglich noch einmal in lautes Lachen.

Auch das glückstrahlende Gesicht der Mutter schwebte ihr schon vor. Sie wollte zu ihr zurückreisen und während der Trennungszeit einmal ganz für sie leben. Ihr Herz ruhte so schön darin, das Rechte zu thun.

In diese Stadt hatte sie ziehen müssen; hier konnte sie der Geliebte nach einstündiger Bahnfahrt erreichen. Die Woche über gab sie Stunden und Freitags kam er. Da geschah es oft, daß sie Montags bei sich dachte „Heute in acht Tagen geht mein Schatz schon wieder fort von mir“ und eben traurig werden wollte, als ihr einfiel „Ei Du, Dein Schatz ist noch gar nicht da, Du hast die ganze große Freude seines Kommens und Hierseins noch vor Dir“ — und war wieder froh. Übermütig froh, voll Bewegungslust, daß ihr die Wände zu eng wurden und die Alleebäume ihr nachschauten, wie die aufgeschreckten Telegraphenstangen dem vorbeifliegenden Bahnzuge. Unter tannenduftenden Triumphpforten ging sie dann hin, und lang herabwehend und bunt verengten Fahnenstreifen die Straßen.

Jetzt schien ihr die Stadt freilich nur eine Ineinanderschachtelung grauer Wände, zwischen denen man nüchtern seinen Geschäften nachging. Man wußte eigentlich nicht, was man weiter darin tun sollte, sobald man für den Nothbedarf gesorgt hatte. Sonst liebäugelte man mit allen Schaufenstern und schleppte wie eine Dohle hundert Kleinigkeiten in sein Nest, voll diebischer Vorfreude auf die überraschten Augen des Empfängers. Bei jeder Begebenheit spitzte man das Ohr, jeden Befähigten horchte man aus, eine

Woche vorher in Begeisterung über den ideenblitzenden Blick, den man für seinen Bericht von dem Eifrigen zu erhaschen dürstete . . .

Das beste war schon; man fing zu packen an; da zog man keine Vergleiche. Denn vorige Woche zu dieser Zeit — — — was tat sie denn, lieber Gott, mußte sie denn nicht zum Zuge? Es war doch Freitag? Mit dem Schlag einer flachen Klinge erschütterte ihr das Blut den Kopf . . . Sie suchte sich durch die Betäubung durchzufinden: Freitag war es — ja! Nun? . . . Nun, der Zug kam doch? . . . Ja, im Fahrplan stand es so . . . Also? . . . Ja, wie? . . . Es sollte niemand aussteigen? War es das? . . . Das hieße! Sie würde wieder allein heimgehen! Alles drehte sich wirbelnd im Kreise . . . Freitag und allein! Drückend, zuschnürend stieg es ihr in die Kehle; sie schluckte, schluckte, schluckte. Es sollte nieder, sie wollte nicht weinen, sie durfte nicht weinen; sie mußte der Stunde, zu der er sonst anzukommen pflegte, irgendwie enttrinnen.

So machte sie sich auf den Weg, hart und abweisend-förmlich gegen die Stadt, wie gegen einen Feind, dessen Begegnung man sich nicht entziehen konnte. Aber nun würde sie dieser verhassten Öde den Rücken kehren. Sowie sie das Buch abgeholt haben würde, das sie beide die Woche vorher in ihrem verborgenen Café zur

Aufbewahrung zurückgelassen hatten, würde sie packen.

Indem sie in den kleinen Laden hereintrat, rief ihr die Frau freudestrahlend entgegen: „Ach, ich dachte schon, Sie seien mit Ihrem Herrn Gemahl abgereist!“ Sie sah die Frau wohl sehr verständnislos an. Denn diese fuhr fort: „Wir warten halt jeden Freitag auf Sie! Ich sage mir immer: Das ist mal ein Paar, das sich gut ist und zusammenpaßt.“ Da ließ sich ihre Härte das samene Streicheln des Stolzes gefallen und sie hätte auch den Bitten der Stühle, die an die kleinen Marmortische einluden, nicht widerstanden, hätte sie sich nicht vor den Fragen der Frau gefürchtet. Es war ihr nämlich, als gehöre alles in dem Raume ihr und die Frau verwalte es nur für sie, so sehr sah sie die Stube plötzlich von allem erfüllt, was sie, mit dem Fernen in eine Ecke zusammengerückt, darin geplaudert, beraten und flüsternd gelesen — sie, seine „Frau Gemahlin“ — —

Erst eine gute Strecke von der Gegend entfernt, merkte sie auf einmal, daß ihr ja auch die Straße gehörte. Wie sie in langem, schnurgeraden Verlauf sich in die Ferne verschmälerte, rechts die dicke Wand der alten Platanen mitging und gegenüber wie eines Soldatenzuges funkelnde Helmspitzen, die Kette der Laternenlichter sich hinspannte! Durch die lange Torfahrt der Platanen

waren zwei Glückliche oft in den Morgen hineingeschritten, hatten abends umschlungen auf einer Anhöhe gestanden und auf die blitzende Reihe der Soldatenhelme hinabgesehen. Wie solle sie, die nun auf dieser Straße ging, anders, als im Takt mit der Marschmusik noch frischer Freuden dahinschreiten und der Aufforderung widerstehen, täglich ihrem Zuge sich einzureihen?

Aber nun fiel ihr noch etwas anderes ein; sie wollte einmal sehen, was noch mehr hier wäre, das ihr gehörte. Sie wußte schon! Es war da inmitten eines Platzrondells eine granitne Brunnen- schale, von deren Rand rundum der Schleier des Wassers fiel. Von der hatte er gesagt: „Es ist der flache Kelch einer ungeheuren Winde und im Mondschein liegt zusammengekauert eine weiße Nymphe darin; das bist Du. Überall, wo ich an Dich denke, steigt sie aus der Nacht.“

Davor stand sie jetzt, und es rauschte und plätscherte. Ganz deutlich hörte sie einen Herzschlag darin, stetig: Etwas, das Tod bedeutet, wenn es stille steht, das Orakel des Plätschens und Rauschens. So lange es anhielt, würde sie wissen, daß er sie liebe; und wie sie jeden Morgen nachsah, ob ihre Wanduhr nicht stehen geblieben, so mußte sie auch täglich hierher, um sich des Rauschens zu versichern und die Botschaft aus der Ferne in Empfang zu nehmen.

Ihr Arm machte eine Bewegung. Er wollte

sich in den Arm eines andern schieben. Sie fuhr zusammen: der andere war nicht da. In die süße Gewohnheit des gemeinsamen Erlebens hineingeglitten, hatte sie es die ganze Zeit nicht gewußt. Ein Schrei, gehört, aber nicht Laut geworden, wie eine Blase im Aufsteigen zu Luft ersterbend, sank in ihr Herz zurück. Wie sollte das weitergehen? Wochen und Wochen, Monate und Monate, ohne ihn! Es ergriff sie nach der Stadt, in deren Mitte sie doch noch stand, eine Sehnsucht wie aus der Ferne, und ihr Gefühl warf sich anklammernd um alle erinnerungsgeweihten Strätten, als wenn sie ihr entrissen werden sollten. Da ging ihr eine Ahnung davon auf, wie sehr sie mit ihnen verwachsen war. Alle umstellten sie werdend im Kreise und ließen sie nicht aus dem Ringe heraus, sie immer in der Mitte behaltend, während sie weiterging.

Da sagte eine Bank am Weiber: „Hier überraschest Du ihn einmal, wie er ahnungslos dasaß und Deinen Namen in den Bies zeichnete.“

Da sagte eine dunkle Straße: „Hier hindurch ging er, den Rockfragen hochgeschlagen in der Nacht, in der er nicht Ruhe finden konnte, weil Du ihm einen Augenblick zürntest.“

Da sagte ein Postfenster: „Hier standest Du in der Sonne und verschlangst seine Briefe, gesättigt von Liebesungen, wie kein zweites Weib der Erde sie hört.“

Da sagte die lange Hospitalgartenmauer: „Hier führte er Dich um die Mittagsstunde hin und her, als Du nach schwerer Krankheit langsam wieder zu Kräften kamst.“

Da sagte eine goldsäulige Kirchennische: „Hier hat er in frommem Ernste sich Dir schauernd angetraut.“

Und so sprachen noch immer andere, als sie schon längst, durch Tränen lächelnd, in ihrem Zimmer saß.

Vor ihrem Tische stand ein Korb, mit Briefen des Fernen gefüllt. Der Deckel war zurückgeschlagen; denn auf der Innenseite waren, in einem in die Fläche eingepaßten Rahmen, alle Bilder des Geliebten befestigt. Sie leuchteten im Lampenschein; oder leuchteten sie wegen der Worte derjenigen, die sie anredete?

„Hast Du mir denn nicht hier ein Reich gegründet? Habe ich denn nicht überall Schlösser, schöner, als ein Kaiser sie hat? Lassen sie mich denn los? Kann ich mir denn helfen, wenn mein Herz darin begraben ist? Froh kann ich jetzt mitbauen an dem Lebensschlosse, das Du fern für uns errichtest!“ — — —

Und so war sie geblieben und holte die Mutter zu sich, die zwar die Schlösser ihrer Tochter nicht sah; doch daß ihr Kind ein Königskind war, sah ein jeder.

Manneszauber.



er gehörte nicht zu den Männern, „in die alle Mädchen gleich verrückt sind“. Ihm gegenüber wurden Mädchen herb, als wehrten sie sich gegen eine Schicksalsahnung; oder still, als begrüßten sie ein Ideal.

Wer so nach dem Äußereren ging, wie keine die Stirn zu ihm aufhob, wenn er fernergerade ausgerichteten Blickes seines Weges schritt, der dachte wohl, die Frauen „machten sich nichts aus ihm“.

Aber ihn sah man nur an, wenn einen der Vorhang beschützte; er band das Herz erst frei, wenn er abwesend war, sodaß man in keinem anderen Verkehre mit ihm lebte, als eingeschaltet in den Kreislauf der Kräfte, die netzartig über die ganze Erde verbreitet, wie durch einen gemeinsamen Körper durch alle Verwandten gleicherweise fluktuieren und diese in dunkler Befreundung vereinen, zum Ausgleich dafür, daß sie sich fremd und fern niemals gehören.

Die Wirtstochter trug das Kaffeegeschirr aus seinem Zimmer über den Flur in die Küche. Das auf dem Flure ballspielende Töchterchen anderer Hausleute schlüpfte mit herein und fragte, den Ball wider ihr Schürzchen gedrückt haltend:

„Hat der Herr Assessor schon Kaffee getrunken? . . . Aus der Tasse?“ — Sie guckte hinein.

„Ja.“

„Gelt, was der Herr Assessor immer für feine schwarze Löffchen hat!“

„Gefallen Dir die?“

„hm, hm. Liegt er damit auch im Bett?“

„Ich glaube, Du möchtest dem Herrn einmal einen Fuß geben, was?“

„Das kann man doch nicht . . . Der Herr Assessor ist doch so fein!“ . . .

Die Zurechtgewiesene wendete sich lachend zu der eben eintretenden Freundin: „Was meinst Du, was der kleine Bündel eben gesagt hat!“ und machte ihr das Gespräch mit der Betonung und den Gebärden des kleinen Fräuleins vor.

Die Hörerin legte die Hand auf den Scheitel des Blondköpfchens und fragte wie über jemand hinweg, der sein Lob nicht hören soll:

„Wie kommt es darauf! Kennt es ihn denn?“

„Nein, gar nicht. Sie guckt ihm an der Haustüre nach, wenn er ausgeht.“

„Er sieht eigentlich aus, als ob er mit niemand ein Wort spräche . . . Er braucht auch gar nicht erst zu sprechen.“

„Warum! — Was hast Du denn in Deinem Päckchen?“

„Jaso — Du könntest mir mal zeigen, wie

Du Deine neuen Kopfkissenbezüge ausgebohrt hast.“

„Ja, wart mal — ich habe sie, glaube ich, alle schon in der Wäsche, Du. Ich müßte Dir denn grade — komm mal mit; ich will sie Dir an dem Bett unseres Herrn zeigen.“

Damit ging sie voraus.

Unschlüssig folgte die Freundin bis vor die Thür jenes Zimmers.

„Na, so komm doch,“ verwies die Wirtstochter die Zögernde, die Thür noch grade mit dem Fingerende offen haltend.

„Gott, ich war noch nie in dem Zimmer eines Herrn. Kann ich denn das?“

Sich nach allen Seiten umschauend, trat sie endlich herein, nicht ohne sich der Hand der Kleinen zu versichern, die neugierig vorwärts drängte.

So standen sie alle drei vor dem Bette.

„Daß Du das so anfassen kannst,“ verwunderte sich die Freundin, als die Wirtstochter die Stepparbeit des Kissenrandes erklärte.

„Schläft der Herr Assessor dadrin?“ redete die Kleine dazwischen, mit dem Händchen an der Decke glättend.

Die Wirtstochter bejahte. „Wo schläfst Du denn?“ forschte das Ding, das Köpfchen schiefhaltend, weiter.

„Auch dadrin.“

„Bei dem Herrn Assessor??“

„Wie kannst Du so etwas sagen!“ Die Freundin legte, wie selbst schuldig, die Hand vor den Mund.

„Das tath ich aber nicht,“ rügte das Kind.

„Warum denn nicht?“

„Nein — das tath ich nicht,“ schüttelte die Kleine feintuend den Kopf und blickte dabei die Freundin an, als ob sie in deren Auge die Bestätigung ihrer Ansicht lese.

Da glitt ein unsicher werdendes Auge langsam von dem des Kindes ab. Das Kind aber rückte der Blicklinie des Auges nach, bückte sich, suchte es wie „Guckguck“ spielend von unten herauf und fragte hellstimmig:

„Was meinst Du, wenn der Herr Assessor ein Kränzchen auf den Locken hätte? Das wäre doch schön?“

Befremdet sahen sich die beiden großen Mädchen an.

„Man kann es sich denken,“ träumte die eine.

„Ich habe noch kein Kränzchen in seinem Bette gefunden,“ lachte die andere.

„Du machst das Bett?“ fragte eine Ehrfürchtige. „Es muß doch schön sein, einen Herren zu haben.“

„Arbeit hat man. Meinst Du, es sei ein Vergnügen jeden Morgen, ehe er aufsteht, schon das Feuer anzumachen?“

„Du gehst in das Zimmer, während er im Bette liegt?“ Die Stimme versagte der Fragenden.

So standen sie noch vor dem Bette im Gespräch, die eine mit dem Augenverdrehen der alles selbstverständlich Nehmenden, die andere hocharmend vor Wunderbangigkeit, beide abwechselnd angeblickt von dem Kinde, als die Klinke niederging und der Herr im Türrahmen stand.

Der hier Fremden versagten die Füße, wie einem, der mitten auf dem Gleise stehend von dem anrasenden Zuge überrascht wird und nicht vor-, noch zurückkann.

Die Haustochter, kopfwackelnd, ging eben, die Hände auf dem Rücken, auf ihn zu, als das Kind, sich an ihrer Schürze haltend, rief: „Herr Assessor, ist es wahr, daß Du bei der Fräulein —“ Puff, da prallte ihm die grobe Hand der Haustochter wider den Rücken.

„Aber warum denn das?“ radelte der Verblüffte.

„Die soll machen, daß sie fortkomme,“ schimpfte die Züchtigende bödsartig und schob sich, von der Freundin gefolgt, das weinende Kind vor sich herknuffend, hinaus.

Auf den Flur gelangt, atmete die Freundin, die Hand auf der Brust und wie taumlig die Augen schließend, tief auf.

„Um Gotteswillen, sag, hat er mich gesehen?“
„Herrjeh, was liegt denn dran!“ sagte die andere und zog die Stirne kraus. „Ich werde's ihm schon klar machen.“

Damit verabschiedet, drehte sich die Verängstigte, die Hand verlegen am Haarknoten, durch die nur spaltweis gedöfnete Haustüre eckig hinaus.

Es dauerte lange, bis sie die Scheu vor dem Hause soweit überwunden hatte, daß sie in der Vereinsamung, die die Abwesenheit ihrer Mutter über sie brachte, eines Abends die Freundin wieder aufsuchte.

An der Türe „des Herrn“ vorbei schlich sie unwillkürlich auf den Zehen und auch in die Küche trat sie erst, nachdem sie vorher vorsichtig den Kopf hineingesteckt hatte.

Die Haustochter empfing sie damit, daß sie ihr verdrießlich ein paar Kartoffeln auf den Tisch hinstieß, deren arbeitverursachende „Kruzigkeit“ sie nur einmal betrachten solle.

Eine Weile geduldig zuhörend, fragte die Besucherin endlich nach dem, worauf sie einzig lauerte.

„Achso“ — machte die andere, „darüber ist dem gar nichts eingefallen.“

In die Kartoffelschüssel sehend, die jener auf dem Schoße stand, fuhr die erste fort: „Du, mir

denkt, als hätte er neulich wirklich ein Kränzchen auf dem Kopfe gehabt.“

„P — ich glaube, Du bist ein verliebter Mensch . . . Na, er hat ja auch gesagt, Du wärest ein schönes Mädchen.“

„Das hat er gesagt? Ja — wie? Erzähle doch!“

„Gott, so.“

„Ja. So!“ — ahmte die Ungeduldige nach.
„So ohne weiteres doch nicht . . .“

Aber es ließ sich nichts weiter darüber sagen; um so mehr freilich nachsinnen.

Plötzlich die Stuhllehne packend, als sei ein Entschluß damit verbunden, erklärte sie mit aufdringlicher Bestimmtheit:

„Du! Er muß einen gut machen!“

Die Angefahrene zwinkerte, sich des schwärmerischen Tones schämend, mit den Augen.

„Doch!“ beharrte die Glühende, der das Blut stampfend in den Ohren fauste. Denn nun wollte sie ihren Gedanken ganz herausagen.

„Weißt Du, was ich möchte? . . . Wenn Du wieder das Bett machst, sag . . . darf — aber o Gott nein, wenn es dann noch warm wäre!“

„Warum?“

„Ja — wie ist Dir denn dabei?“

„Wie soll mir's denn sein? Kannst's ihm ja mal machen!“

„Nein . . . hör — Du hast mir doch gesagt — daß Du — wie er in Urlaub war — daß Du da darin — geschlafen hättest. Wie war . . .?“

„Was Du für Einfälle hast! Wie's einem im Bette ist.“

„Weißt Du, was ich möchte? — Wenn er wieder fort ist —“

„Ich habe Wunder gemeint, was da herauskäme. — Kannst Du tun. — Er ist auf acht Tage fort.“

Nun durchfuhr es sie aber doch, die Tatwerdung des Gedankens, bisher in die ferne der Unwahrscheinlichkeit hinausgerückt, plötzlich so dicht vor sich zu sehen. Aber die vorgeahnte Fülle machte sie kühn.

Alles war schlafen. Nur einen Gegenstand des Zimmers hob der Schein der nach dieser Seite unbeschilderten Lampe hell aus dem Dämmer: Das aufgedeckte weiße Bett. Von der Uhr ging Leben aus, als sei ein Mensch unsichtbar gegenwärtig, und in dem Tau der angelaufenen Fensterscheibe ward die goldne Swillingslichtblume einer fern in der Nacht stehenden Laterne klein und groß.

Mitten in dem hohen Raume stand das Mädchen und wagte sich nicht von der Stelle zu bewegen. Der mächtige Tisch in der Mitte, die breitgerahmten Gemälde ringsumher, eine

ganze Wand einnehmend das enggedrängte Bücherheer, der dicke Deckenbalken über ihr — alles umfing sie mit feierlicher Größe.

Endlich bewegte sie sich, auf den Behen gehend, an das einzelne heran: Unbekannte Dinge, die ihr nicht gehörten! Geheimnisvoll und anheimelnd zugleich! Denn es war, als schlossen sie mit ihr Freundschaft. Sie ging an ihnen entlang, wie jemand, der an der Seite eines Fürsten schreitend die Ehrenbezeugungen des Volkes mit empfängt.

Nur dem Bette wich ihr Auge aus, als wisse sie jemand darin ruhend. Auch wenn sie mit dem Rücken dagegen stand, fühlte sie ein dunkles Haupt auf den weißen Kissen. Sie konnte sich nicht entkleiden.

Da löschte sie die Lampe, damit sie es im Dunkel tue. Allein schweißklebenden Rückens machte sie wieder Licht; sie sah sich um: Es war niemand da. — Schleunig entkleidete sie sich.

Als sie mit nackten Füßen auf dem kühlen Heidschnuckenfelle stand, das vor dem Bette lag, ging es ihr auf einmal durch, als stehe sie auf Feuer und ohne es zu wollen, knickte sie sitzend auf den Bettrand herab.

Sofort machte sie sich steif und grub, die Füße an der Bettlade heraufgezogen, das Gesicht in die Hände.

Nach einer Weile versuchte sie, sich umzulegen. Aber wie jemanden, der in kaltes Wasser steigt,

bei jedem Zoll, den er tiefer hineingeht, ein neuer Schauer überläuft, so durchfröstelte es sie bei jeder Bewegung, die sie mit dem Bette in weitere Berührung brachte. Erst suchte sie den Oberkörper zurückzulehnen, aber er schnellte schon im Zurückbiegen wieder in die Höhe. So nahm sie die Füße herauf — es war geglückt. Nun gab auch der stützende Arm nach und — der Körper glitt wie von selbst zurück.

Und wie sie zugedeckt dalag, unter der Decke von dem Hemde umhüllt, das die am Saume da- gegen gestemmtten Sehen sackartig um sie spannten, da begab sich auf einmal das, was sie ersehnt hatte: Es umfing sie der Adel des reinen Mannes; geweihte Atmosphäre zog der Atem ein und über sie kam sein Geist.

Gerade hielt sie in andächtiger Sammlung die Hände auf der Decke, ein Kränzchen lag auf ihrem Haar und sie war fein und schön. —

Die angebliebene Lampe hielt ihren Schein die ganze Nacht unverwandt auf eine rosig Schlafende gerichtet, als wolle sie die friedliche Lichtflut während des Schlafes in sie hinüberleiten. —

Und sie hatte es getan, als hätte der Mann selbst die Nacht hindurch dort gestanden und dem Mädchen festen Blickes seinen Geist einge- flößt. — —

Das Glöckchen.



Ein Einsiedler hatte sich im Hochgebirge seine Hütte gebaut. Weder Feindschaft gegen die Welt, noch Gottessehnsucht hatten ihn in die Einsamkeit geführt; er war sich in dem Reichtum seines Herzens selbst genug, und dem Leben zuzutragen, was ihn erfüllte, bestand kein Drang. Am Ende, wenn der Erdball in Trümmer zerfällt, rettet sich ja doch nichts von allem, was wir errungen, auf den Schwesterstern und es ist gerade so gut, als wäre es nicht gewesen. Mochte also immerhin sein alleiniger Besitz gewesen sein, was er in Gestirnen entdeckte, vom Getier des Waldes lernte oder aus Felsen grub — — Keiner der Bergbewohner freilich, der ihn eines Ratschlags wegen aufsuchte, trat unbelehrt aus seiner Hütte.

Auch das Wild der Gegend liebte ihn, und die Rehe ästen vor seiner Türe, während er auf der Schwelle saß. Brachten sie gegen den Sommer die Kleinen mit, so drängten sich immer zehn nasse Schnäuzchen auf einmal in die fütternde Hand. Eines Tages fiel es ihm ein, dem schönsten des Sprungs ein Glöckchen an den Hals zu hängen. Grastupfend niedergebogen hört das Tier Geklingel; es wirft den Kopf empor und lauscht in die Ferne, unbewegt, da schweigt der Ton wieder.

Raum aber hatte es herausgefunden, daß es bei jeder Bewegung von neuem erklang, als es sofort den kopfnickenden Gang eines Säulens annahm. Obwohl es das Schellengeklingel solchermaßen selbst betrieb, horchte es dabei immer in die Ferne, und wußte nur, daß es sich bewegen mußte, wenn es das helle Läuten hören wollte, aber den Zusammenhang erriet es nicht. Dabei fing ihm die Bewegung gleich dem Schellengeklingeln selbst zu gefallen an, und es blieb beständig in tänzelndem Trabe. Mit jedem Sprunge vermeinte es dem Glöckchen näher zu kommen, und so begann es, sich von den übrigen zu entfernen. Immer dem Glöckchen naheilend, geriet es in ein Jagen, in ein Fliegen und verschwand in den Bergen.

Der Klausner, der das Gebahren des Tieres anfänglich für Spiel gehalten, machte sich nachdenklich auf die Sähre. Er durchquerte den ganzen Wald bis zu dem freien Gipfel hinauf und hielt dort Umschau auf die Kiegel neben Kiegel unter ihm liegenden Höhenzüge. Das Tier war verloren. Unendlich fern summte noch das Glöckchen, schüttete noch einmal einen lautereren Ton heran, als sei das Reh, von Klüften empfangen, eben noch einen Gipfel weiter gesprungen; dann blieb es still, weit und breit.

Unruhe trieb den Einsiedler seitdem auf weitere Wanderungen, und oft stand er mitten im

Gehen, das Summen des Glöckchens im Ohre,
still.

Jahre waren vergangen, da fand er eines
Tages am Fuße steilaufragenden Säulengesteins
mit dem Glöckchen am Halse das verendete Reh.
Noch stand er mit herabgesunkenem Haupte vor
ihm, als ein Pfeil der Umgebung ihn plötzlich
belebte. In dem Gram um das Tier hatte er
sich auf eine eigene Wunde gefaßt.

In bedächtigem Schritte gelangte er zu seiner
Hütte. Dort setzte er sich auf den ihm als Stuhl
dienenden Baumstumpf an den grün bemoosten
Felswürfel, der seinen Tisch bildete und schrieb
laut sprechend auf eine seiner großen Schiefer-
scheiben:

„Es ist eine Glocke: Die Glocke der Tätigkeit.
Du läutest sie selbst, aber von fernher tönt sie
Dir lockend ans Ohr.

Du rastest, da schweigt sie, und stumm ist Dir
die Welt.

Du wirkst, und es zittern von Klängen die
Lüfte. Wer läutet sie her?

Von wo sie dringen, da wohnt das Glück.
Auf! Ihnen entgegen!

Schon kamst Du näher; denn lauter dröhnten
sie, als Du glühender strebstest.

Bald rollt donnerndes Dröhnen hüben und
drüben bis an die Wände des Alls und zurück-
rollt das Echo, rundum brandend.

Verschlungen ist alle Erscheinung von dem
Kausch Deiner Kraft, und Du springst in das
Ziel Deines Lebens, dem Tiere gleich, das mit
seinem Glöckchen am Halse, um des Geldkutes
willen vom Felsengrat in die Tiefe springt.“

So schrieb der Einsiedler und legte die Tafel
auf den steinernen Tisch, daß alle sie läsen, die
ratsuchend in die Hütte treten würden.

Er verließ die Berge . . .

Lange darnach fiel ein Staatsmann, indem
er sein geknechtetes Volk aufrief, zum Freiheits-
Kriege die Waffen zu ergreifen, mitten im Feuer
seiner Rede in den Sessel zurück und starb, von
der Kraft seines Herzens verzehrt.

Es war der Einsiedler.

De



Ja,
nach
kau
feine
die
sam
trag
voll
herr
müß
lege
|
stan
füß
zu
schl
er
|
fes
sch
sch
im

er Übersetzer.

Witwe Rath hielt streng auf Wohlstandsständigkeit. Das war sie ihrer Matronenwürde schuldig. Es konnte ihr kein Mensch nachsagen, daß sie je etwas Unschickliches getan oder geduldet hätte.

Als ihr Zimmerherr, ein alter Gelehrter, kurz vor seinem Einzug einmal um Mitternacht nach Hause kam, würdigte sie ihn am folgenden Tage ein freundliches Blickes, und die Damen im Kränzchen, die sie zum Schlichtergericht über diese Affäre zusammen berufen hatte, fanden ein solches Verhalten einstimmig „empörend“ und gaben ihr vollkommen recht, daß sie „diesem nichtswürdigen Herrn Schepp“ bedeuten wolle: in ihrem Hause solle er die Laster des Junggesellentums ablegen.

Und Herr Schepp blieb daraufhin wirklich andächtig und hatte auf die keizerhaften Versuchungenversuche seines Neffen, der ihn bisweilen einer zwanglosen Abendunterhaltung „mitzuleisten“ wollte, immer nur die eine Antwort: sei diesmal wirklich nicht ganz wohl.

Er arbeitete tagaus, tagein an der Übersetzung mathematischer Werke aus dem Russischen, und nur abends um die gewohnte Dämmerstoppenzeiten konnte ihn Witwe Rath, wenn sie im Nebenzimmer saß, seufzen hören, wie der

Hirsch nach der Quelle schreit. Voll Genugthuung und zufrieden mit dem wiedergewonnenen Respekt, richtete sie sich dann mit überschlagenen Armen in ihrem Sessel auf — wenn sie auch einiges Mitleid dem alten Sünder nicht versagen konnte. Sie ließ ihn ihre Gnade fühlen und fragte mit gönnerhaftem Interesse nach seinem Befinden, wenn sie im Flure mit ihm zusammentraf.

Seit er die Junggesellenabende mied, war er vollends vereinsamt. Diese Vereinsamung machte ihn zutraulicher zu seiner gefürchteten Hausherrin, und wie sich die Vögel im Winter in die Nähe des Menschen ziehen, fand er sich oft zum Besuche bei ihr ein. Die „Dynamik starrer Körper“ und andere, nicht minder fesselnde Materien, die ihm seine Übersetzungen gerade nahe legten, bildeten dann seinen Gesprächsstoff. Wie wenig man auch von dem Gold seines Mundes profitierte, Witwe Rath lauschte ihm dennoch mit angestrengter Kennermiene, — welches Opfer hätte sie der Höflichkeit nicht gebracht! — und nur manchmal flog ihr ein Äörnchen Verständnislosigkeit ins Auge, und sie zwinkerte ein bißchen. Ebenso geistesabwesend schaute aber der Mathematiker drein, wenn sie einmal die Literatur berührte oder die Armenpflege, worin sie natürlich auch eine heilsame Wirksamkeit entfaltete und ein Beispiel von Wohlthätigkeit gab. Aber dem

en Herrn tat doch die Aufmerksamkeit wohl, ihm geschenkt wurde, und er empfand das Bedürfniß, sich dafür dankbar zu zeigen.

Da kam Weihnacht heran. Schon frühzeitig ging er an, sich auf seinen regelmäßigen Nachtragsspaziergängen die Schaufenster zu besichtigen, um ein passendes Geschenk für Frau Ath zu finden. Für alles, was zur Nistelrade gehörte, hatte er zwar nie ein besonderes Interesse bewiesen, und nicht ohne Geniertheit vermochte er sich jetzt einem Damenbazar zu überhören. Er hatte beständig die Empfindung, es beobachte ihn alle Welt und halte ihn für einen alten, reichen Gecken, der ein Liebespfandversuche für das skeptische Herz seiner Tänzerin. Und so war er doch wirklich nicht! Warum machte man ihm den Kopf ganz wirt? Das heranrückende Christfest bereitete ihm ohnehin manche schwüle Stunde der Ratlosigkeit.

Ein Geschäftslokal hatte er freilich noch nicht betreten. Denn er wußte, wenn er einmal in einem Laden stand, konnte er nicht wieder weggehen, ohne etwas gekauft zu haben, selbst wenn ihm nichts zugesagt hätte. Seinen Neffen um Rath zu fragen, dazu konnte er sich auch nicht berwinden. Er fürchtete, ausgelacht zu werden, entdeckt in dem geheimen Gefühl, das den Antriebe bildete zu jener Beschenkung. Es war nämlich so etwas in ihm aufgetaucht, wie der

Wunsch nach einem dankbaren Blick, nach einem ideellen Lohne seines Wirkens, etwas, was mehr ist, als der kalte Sold eines Verlegers. Wenn er diese Regung nur in das Geschenk hätte hineinlegen können! Aber ein solches Geschenk fand er nicht. Er hätte gewünscht, bloß einige Duzend von den tausenderlei Dingen, die er sah, Witwe Rath zur Auswahl schicken zu dürfen. Denn daß er einen Fehlgriff thun würde, war ihm so gewiß, als er Schepp hieß. Er war einmal ein Übersetzer, der nur sicher ging, wenn er einem Originale folgte, und sobald er selbst Original sein sollte, ungemein originell wurde.

So überraschte ihn denn der Bescherntag, ohne daß er sein Präsent bereit hatte. Da überließ er sich kopflos dem Schicksal, ging in den ersten besten Juwelierladen und nahm — eine rote Korallenbrotsche, in Form einer Kugelhälfte, wie der Knopf eines Spazierstockes.

Als er sich zu Hause das Ding besah, entstanden ihm die größten Zweifel, ob er Witwe Raths Geschmack getroffen habe. Aber die Zeit drängte, und schnell, indem er sich die Worte mehrmals laut vorsagte, mit denen er seiner Hausherrin das Angebinde überreichen wollte, wickelte er das Kästchen mit der Überraschung in Seidenpapier und bewegte sich im Schweiß des Angesichts Witwe Raths Allerheiligstem zu. Noch ehe er angeklopft hatte, öffnete sich von innen die Thür. Das Kam

zu schnell, und sein Heroismus erhielt gleich einen bedenklichen Stoß. Wie er nun aber Frau Rath, mit dem Arm auf den Rand des Ofenschirmes aufgelegt, gerade am Eingange des Timmers stehen sah — sie hatte diese Stellung der größeren Würde wegen absichtlich gewählt — da fiel er gänzlich aus seiner Rolle, und der so gewissenhaft einstudierte Prolog zu dem Feste war wie weggeblasen aus seinem Hirn. Es war ein Glück, daß er noch so viel Überlegung hatte, das Kästchen seitlich zu verbergen. So begann er denn, mit der anderen Hand resigniert abwedelnd: „Gott, Frau Rath, es is ja nichts . . . es is nichts, nit wahr . . . es gefällt Ihnen nicht . . . ich habs auch schon im Laden gesagt, Sie hätten am End' schon eine . . . ei no, nit wahr, es wär' nichts . . . Gell, es ist nichts? — Na ja, — Gell —, ich wußt's ja?“

Er war während dieser Jeremiade immer weiter von Frau Rath zurückgewichen, mit bang auf sie gerichtetem Blick und voll bittender Erwartung, ob sie nicht sagen würde „doch, doch, es' gefällt mir, es ist sehr schön, Sie machen mir viel Freude damit.“ Frau Rath aber bewahrte ihre Postur, wie eine Bildsäule, ohne seinen Zweifeln zu Hilfe zu kommen. Sie hielt es nicht für nötig, ja für eine pöbelhaft-intime Annäherung ihn zu verstehen, bevor er ihr die Ehre angetan, deutlich schicklich auszusprechen, was er wolle,

und fragte also ganz erstaunt: „Ja, was ist denn, was haben Sie denn?“

Das nahm ihm vollends die Fassung.

„Ei, Gott, garnichts hab ich; es ist ja gar nichts, nit wahr . . . wenn ich ja gewußt hätt' . . . Gott, nein, wirklich es tut mir so leid . . . aber ich wollt' Ihnen doch . . . und etwas muß' ich doch . . . Ei, ja, und da hab' ich gedacht, nit wahr: du kannst's ja mal nehmen“.

Mit diesem Gestammel kam er seinem Opfer näher und drückte ihm mit unbeholfener Heimlichkeit das Kästchen in die Hand, wie man einem Schaffner etwas zusteckt, wenn man mit seiner Liebe ein Coupé für sich haben will. Witwe Rath reichte ihm die dankende Hand, die er dann, sich verabschiedend mit verlegen wiederholtem Drucke festhielt, und wie das böse Gewissen zwängte er sich rückwärts zur Thür hinaus.

Witwe Rath stieg die Schamröthe in die Wangen, als sie das verdächtige Kästchen öffnete. Nein! eine solche Beleidigung: wie ein Theaterprinzessin behandelt zu werden! Dieser Mensch, dieser abscheuliche Mensch! Die Tränen flossen ihr, als sei sie in Schimpf und Schande gestoßen. Sie war krank, vollständig krank: Wenn nun ihre Freundinnen . . . ach Gott, ach Gott, eiligst versteckte sie das schändende Geschenk — da vermutete es niemand — in ihrem ehrbaren Wäscheschranke; und um den Verdacht eines sträflichen

Zwischenalles fernzuhalten, durfte sie den Unglücksmenschen nicht einmal von dem Familienabend ausschließen, wo man ihn zu sehen gewohnt war.

Er erschien mit beklommenem Herzen, und seine Befürchtungen sollten sich nur allzubald bestätigen. Die redseligen Damen übertrafen sich in Ausrufen des Entzückens über die überreichten und von Hand zu Hand wandernden Präsente. Offenherzig, wie nie, zählte jede der Reihe nach das Inventarium ihrer Weihnachtschätze auf, und lobrednerisch, wie nie, wußten sie nichts als Gutes und Schönes von den abwesenden Spendern zu erzählen; Umarmungen und Küsse überschwänglichen Dankes lohnten die anwesenden. — Herr Schepp aber saß, wie auf heißen Kohlen. Seine ganze Beteiligung an dem lebhaften Freudenaustausch beschränkte sich auf ein beständiges, nach allen Seiten hin dienendes Lächeln, und in seiner peinlichen Verlassenheit rückte er von Zeit zu Zeit wohl auch einmal mit seinem Stuhle.

Sein Geschenk war totgeschwiegen worden; ihm schien mit Absicht und auf gemeinsame Verabredung. Warum aber eigentlich, das wußte er nicht und er fühlte sich unverdientermaßen mißachtet. Niemand, nur das aus- und eingehende Dienstmädchen hatte seine Isolation wahrgenommen und Flug genug mit dem Käst-

den in Zusammenhang gebracht, das sie beim Hervorholen der Servietten aus dem Wäscheschranke bemerkt und in ahnungsvoller Neugier gedffnet hatte.

Als sie nach Aufhebung der Gesellschaft sein Zimmer für die Nachtruhe herrichtete, klärte sie ihn in teilnahmsvollem Bedauern auf: „Sie habens nicht getroffen, Herr Schepp. Die schöne Brosche!“

„Gott ja, Lina“ meinte er bitter gekränkt, „sie war doch ganz schön, nit wahr? Nit wahr, sie konnt' sie doch wenigstens umtauschen.“

Er saß noch lange, wie über einem Rätsel, in seinem Sessel. Der Frau zuliebe hatte er sich aus seinem geselligen Kreise, wo er manchen vergnügten Abend verbracht und noch hätte verbringen können, opfermütig zurückgezogen. Alles, um selbst einmal jemand eine Freude zu bereiten. Alles war umsonst gewesen. Er gehörte zu den Menschen, die niemand eine Freude zu machen verstehen, ein Übersetzer, ohne eigenen Erfolg und ohne Anteil an fremdem. Die Hoffnung auf einen dankbaren Blick war da ein vermessener Wahn, und er bescheidete sich damit, zurückgezogen seine Pflicht zu tun, um durch die Ausschaltung seiner Person aus den Verkettungen des Lebens den Grund zu legen zu einer desto leichteren Trennung beim letzten Lebewohl.

An demselben Tage machte er auch sein Testament und bestimmte darin dem gutherzigen Dienstmädchen seine übersezten Mathematikbücher als Vermächtnis.

Liliencron.



ch schelle unten an der Haustürklingel; zweimal, das ist unser Erkennungs-signal.

Während ich, immer drei Stufen zugleich, die Stiege hinauf siebenmeilen stieße, kommt „Sie“ mir wie ein herunterrollender Haufen hüpfender Klicker entgegengepoltert.

„Jetzt?? Du Goldkerl! Was ist denn? Strahlst Du schön!“

Und, ehe ich ihre Stufe erreicht, ziehe ich sie schon mit hinauflangender Hand die Treppe herunter.

„Ahnst Du denn gar nichts, Moß?“ Sie schüttelt den Kopf, mir immer verdutzt in die Augen sehend.

„Nein, Dummchen? . . . Geh, Du mußt mir's doch ansehen! . . . Noch nicht? Denk, ein neuer Band Liliencron . . .“

„O, wie schön!“ sagt sie leiser, wie man vor Bedeutendem und Ehrwürdigem die Stimme dämpft.

„Aber ich habe ihn noch nicht . . . Komm! Mach schnell! . . . Na? . . . Siehst Du, jetzt freust Du Dich wieder gar nicht mit mir!“

„Vor lauter Liliencron hast Du mir keinen Gütentagfuß gegeben,“ zögert sie enttäuscht.

„Aber ich brenne doch darauf, ihn mit Dir zusammen zu lesen!“

„Ja — muß es denn sein? Wo wir so knapp mit unserem Gelde sind? Bedenke, Du Leichtsinne!“

„Jetzt redst Du grad wie mein Vater: „Muß es sein? . . . Pressierets? . . . Jetzt gleich? . . . Dann lauf hin! . . . Ich muß auch manches und lass' es.“

Da mir seine aufgeregten Geberden dabei vorschweben, ahme ich unwillkürlich auch den absprechenden Ton nach, und sie findet mich so komisch, daß sie in piephelles Lachen gerät und stehenbleibend den Kopf an meinen Arm drücken muß, bis die Lachtränen innehalten.

„Du großes Kind!“ verhallt das Quellgesprudel in einer eben sich wieder klärenden Stimme, während sich alle Vorübergehenden nach uns umdrehen.

„Du, Kind! Weißt Du, was ich glaube? Liliencron kennt jemand, der Dir ganz ähnlich ist; sicher! Immer hört man Lachen aus gutigem Kinderherzen bei ihm; und so machst Du mich gut.“

„Du, Kerl, Du! Wenn Du so sprichst, kann ich Dir doch nichts abschlagen,“ sagt sie, mit einem Blick auf mein Haar die Fäuste zusammenskrampfend, als überwinde sie sich, mich nach Herzenslust zu zausen.

Ich vergesse, daß wir auf der Straße sind und will ihren Arm nehmen . . .

„Willst Du gleich!“ zieht sie sich zusammen, mit geöffnetem Munde die Geberde des Stauchens andeutend. „Aber es wird zu unserem Buchhändler gegangen, damit wir wenigstens anschreiben lassen können!“

„Den — weiten — Weg? . . . Nein, das meinst Du doch nicht ernst, Fuß, wo wir gleich am nächsten Laden sind?“

„Nein, mein Rassepferd, ich seh's ein: So lange können wir nicht warten! Unmöglich! Nicht wahr?“

Es ist halb Schelmerei, halb Bewunderung. Fliegend geht es durch die Allee, deren schnurgerader Wegzug mit der offenen Flucht seiner Lichtseitentüren unster, von einer Erwartung beherrschten Seele gleicht.

Meine Schritte werden so groß, daß sie nur halb laufend, bald voran-, bald nachtrippelnd mitkommt, und das freie Ende ihres Schleiers wie ein Wimpel hinter ihrem Hute herflattert.

An der Ladentür, indem wir die Klinke anfassen, geben wir uns noch schnell, wie in stummem Beglückwünschen, die Hand: Sammlung, aufblitzende Begegnung in Andacht.

Und dann haben wir's in der Hand: „Bunte Beute.“ . . . „Ach! . . . Zeig mal! . . . Wie

schön es sich anfühlt!“ . . . Erst schlage ich es auf: Erste Seite . . . mittendrin . . . letzte Seite. Dann nimmt sie es, wägt es wie einen leichten Blütenzweig, blättert, bewegt ein paar Verse lesend tonlos die Lippen, reicht es mir aufgeschlagen zu . . . Meine Augen mühen sich tief in die Höhle der zusammengehefteten Blätter hinein . . . Unmöglich! Und während ich die Taschen hastig nach einem Messer durchsuche, nimmt sie, den Kopf vorgeneigt, eine Haarnadel aus ihrem schweren Haargeflecht, und damit säble ich, mitten im Menschengewimmel und bei flottstem Heimkehrtempo, die Seiten auf. Ohne daß ich es weiß, steuert sie mich, meinen Rockärmel haltend, durch den Menschenstrom, daß wir an Keinen anstoßen.

Immer von neuem will ich ihr eine Strophe vorlesen, obwohl sie, die Hand an der Schläfe, beteuert: „Ja, Schatz, wenn Du meinst, ich könnte in dem Lärm ein Wort verstehen! Warte doch die paar Minuten!“

Aber es hilft ihr nichts. Ich biege ungehalten aus dem Gewühl heraus; und nun streifen wir an der Häusermauer hin.

„Wenn Du das jetzt nicht mit anhörst!“

„Ja, mein Hitzkopf.“

Und während die Rollwagen poltern, die Straßenbahnen schleifen und klingeln, der Wind alles wie Mähnen auf eine Seite weht und

tausend Bewegungen vor unsren Augen flirren,
lesen wir die Strophe:

„Tiefe Ruhe. Fluggewisper.
Nur die Düneneule flattert
Leise wie mit Vampyrflügeln
Wohlig durch die weiche Nacht.“

Und wir hören das Leiseste, weltabgeschieden,
als saßen wir eingeschlossen in dem Kristall-
polygon eines großen Diamanten, dessen viel-
spiegelige harte Facetten kein Auge und keinen
Laut in das Innere einlassen. —

Endlich sind wir zuhause; oder vielmehr nicht
zuhause. Heraus aus allem Kleinen und Engen,
Dumpfen und Schweren, Grauen und Toten —
bei Liliencron. In Kraft, in Frische, in Weite
und Leichtigkeit, in buntem, sprühendem Leben —
in Poggfred. Aber deswegen doch in der Hei-
mat; gerade da; in der eigentlichen, mit der
wir durch Geschichte und innerstes Erleben ver-
wachsen sind. Jede Wiese kennen wir dort, jede
Birke, jedes Aalefeld; das Moor, die Heide, jede
Brähe, jedes Häselein und seinen Schlupfwinkel.

Gar nicht von den Gliedern aber bekommen
wir dort das Fluggewand, das uns, wie die
große, goldne, aus grünen Seidenstoffen gewebte
Decke Salomonis, in die sämtliche Figuren der
Welt eingewirkt waren, in alle Richtungen des
Windes trägt. Und wie der große König —

Gelobt sei er! — morgens in Damaskus speiste und abends in Medien, so flogen wir des Morgens über den Niagara auf den Sirius, des Mittags über die Nordsee und das „Türvogelmoor“ hoch über die Stadt „Pfahlburg“ hinweg zur Burg Antonia und des Abends über Golgatha, den Sântis, den Canale Grande mit einem Umweg über Frankreichs Walstatt durch Friesland wieder heim.

Tüchtig rote Backen haben wir bekommen von dem Flug. Aber sie sind nicht nur von Freude und Erhebung heiß, sondern auch heiß von Zorn über die Menschen, die dem eigentlichen Herrn unsres Flugkleides Wunden schlagen und die Schösser zertrümmern konnten, deren Ruinen wir noch allenthalben fanden. Helle Kampfeschllossenheit ist in uns erwacht; was von alten Vorurteilen und Ängstlichkeiten noch in uns wohnte, wirbelt in dem Augenblicke hinaus. Ehe ich mich's versehe, bestürmt mich ein Fuß, herb, fest, Erz an Erz, der nur einprägt: Ich bin Dein unverbrüchlicher Kampfgenosse! Ich fühle es, treuester Mensch! Und mehr um mich selbst, als sie zu bestärken, schreibe ich ihr in das Buch:

Hier! Halte Dich an den Mann der Schlacht:
Wir tun, was das Herz uns befahl;
Und was ein anderer dazu macht,
Ist „unbeschreiblich“ egal.

Was echt ist, hat Recht; und was Blut hat, ist
gut!

Das leugnet nur ein Schuft.

Mag wider uns sein, wer nicht mit uns tut!

Wir bewahren uns reine Luft!

„So soll es sein, Mensch, Schönheit, Du!“
Und sie dreht ihre Säustchen in meinen um-
schließenden Händen, als kuschelten sie sich in
ein Nest.

„Die Schönheit kommt von Liliencron; nicht
verleumden!“

„Macht er ein verlegenes Gesichtchen! Hi,
zu schön,“ lacht sie; und dann mit gespannten
Augen: „Dann will ich Dir für Liliencron einen
Ruß geben?“

„Nein, das tust Du nicht!“ sage ich streng.
Das heißt . . . ich zweifle ernsthaft, wie sie es
meint.

Da ist sie mir auch schon entschlüpft, und die
Hände auf die Kniee setzend, tänzelt sie, wie ein
Gummiball, im Kreise um den Düpierten herum:
„Ich küß' ihn doch! Schönheit — Feit — kein
— ling — chen! Hihi, ich küß' ihn doch, ich
küß' ihn doch, ich . . .“

„Elf, mach' keine Geschichten! Mit sowas
spielt man nicht,“ suche ich sie zur Vernunft zu
bringen.

Aber da zerlacht sie sich erst recht, bis ich

vorwurfsvoll kurz „Toni“ rufe, ich, der sonst nur Koseworte für sie hat. Das erschreckt sie, und nun kommt mein Lachen an die Reihe, weil sie den Gebrauch ihres ehrlichen Namens als Bränkung empfindet.

„Nein, es ist eine entfremdende Förmlichkeit,“ philosophiert sie mit besorgnisgroßen Augen; „und Du sollst doch nicht förmlich sein, weißt Du aus Liliencron! — Wenn Du's noch mal tust, sage ich's ihm!“

„Dann sage ich ihm, daß Du ‚Hurra, das Leben!‘ wünschst, wenn ich niese; das ist auch eine Förmlichkeit.“

„Ich wünsche es aber doch,“ sagt sie mit treuherzigem Ernst — — —

Und solche Wünsche erfüllen sich. Keins flagt, als wir uns trennen. Jedem ist es, als hätten wir uns einen Sonnenstrahl ins Herz gelegt und mit festem Ruffe darin eingesegelt.

Da er aus dem Buche genommen ist, zieht er das Herz auch wieder zu dem Buche hin. Deshalb schlägt sie es wieder auf, als sie allein ist; und sie glaubt sich von Meerwind umweht, von Meerwogen getragen.

Da ihr Sonnenstrahl aber ebensogut Teil des meinigen ist, so zieht er ihr Herz auch zu mir. Deshalb muß sie noch denselben Abend an mich schreiben. — — —

Ganz eingenommen muß sie noch gewesen
sein von dem Zauber des Buches.

Denn die Adresse

— Sehn Traum und Welt in einer Wagen-
sphäre? —

Sie schreibt an mich nach „Rüdesheim am
Meere“!

Der Dichter.



Ich bin nicht allein, wie Ihr immer tadelt. Ihr sagt mir ja selbst, daß ich keinen ansähe, wenn ich durch die Straßen ginge, sondern das Gesicht durch den tief in die Stirn gezogenen

Hut verbergend vertraulich auf jemand einzusprechen schiene; daß ich einmal beinahe stehen bliebe, dann einen eifrigen Sprungschritt machte, als ob ich mich beeilte, an die Seite jemandes zu gelangen, der mich zu sich herangewinkt; daß ich hernach in Katsherrngemessenheit überginge; manchmal die Achsel zuckte, der leeren Luft wie bravosagend einen Faustknuff gäbe, ja sogar daß Ihr mich im Nebenzimmer für mich hinsprechen hörtet. Wie könnt Ihr also annehmen, daß ich allein sei? Ich bin nie ohne Gesellschaft; ich gehe immer inmitten einer Schar von Begleitern, in bunter Unterhaltung. Das Gewoge der Gestalten, durchrankt und überzweigt von Geberden, umringt mich vielköpfig bewegt auf Schritt und Tritt. Wir sind ein Bund von unzertrennlichen Begleitern. Freilich bin ich der einzig sichtbare; denn die andern gehen, nur mit wahrnehmbar, in Tarnkappen: luftgleiche Schatten. Doch darauf kommt nichts an; es beruht nur auf Verabredung und wir können das Spiel jederzeit so wenden, daß ich mich als Schatten unter die Schatten

mische und einer von ihnen die körperliche Führung übernimmt. Nur dürfen es nie zwei zugleich sein.

So unterhielt ich mich einmal mit dem Schatten der schlanken Prinzessin, die dem Gefolge, Euch unsichtbar, angehört. Unsere Arme auf den Rücken verschränkt, gingen wir plaudernd im Zimmer auf und ab; und während sich die Gruppen der Anderen sitzend, stehend im Hintergrunde verloren, sagte sie, in immer längeren, gleichsam zärtlichen Schritten ruhend: mich ohne die übrigen ganz allein für sich zu haben, sei ihr so lieb wie nichts auf der Welt; wenn ich den Franziskaner oder den Kapitän oder die Griechin ins Gespräch zöge, gehörte ich ihr nur zur Hälfte; deshalb möchte sie in diesem, einmal geschenkten Augenblick denn auch das ganze Einssein empfinden und gleich mir Körperlichkeit annehmen. Sie drang mit so heißem, ansteckendem Eifer in mich, daß ich mit einem, in rascher Zingerissenheit nur die Zähne treffenden Ruck antworten mußte und ihr Hinterhaupt stützend, die Tarnkappe dabei von ihrem Haare herabzog.

In demselben Augenblick aber, wo sie körperlich vor mir steht, geht die Türe auf und herein jubelt mein Mädchen, das der Prinzessin Bild meiner Gefolgschaft eingereicht hat. Ich nehme sofort ihre Hand und führe sie heran, mit einem

Briffe, der alle ihre Regungen niederhalten soll, die sie meine Prinzessin betrachtet hat. Und sie betrachtet sie in verschämter Verzückung und hört mit unsicherem Lächeln an, wie ich ihr das eigene Wesen an ihrem Gegenüber erkläre. Dann schaut sie mir ernst in die Augen: „Was Du alles in mich hineinstiehst, Du lieber Träumer!“ Auf meine Augenlider drückt sie den Mund. — —

Nachdem ich ihre Hand losgelassen hatte, zogen mich ihre tausend Ideen mit ihr zur Türe hinaus.

An die Prinzessin hatten wir ganz vergessen. Sie aber nahm die Tarnkappe wieder auf's Haar und folgte uns.

„Sollte ich Gestalt bleiben, um wie ein gemeißeltes Schaustück zu sein, das besehen und betastet aus dem Kreis seines Denkens und Träumens ausscheidet?“ sagte sie zu sich; „nur die schemenhaft vor ihm her Gehende webt er in Liebe und Leben.“

Und es schritt mir ein Mädchen zur Seite, als ich hinweging und eine Prinzessin, als ich zurückkam; und doch waren beide dasselbe.

Der Tod.



ier Weiberhände raffen an dem Fenster des letzten Dorfhäuschens den Kleinen Vorhang beiseite; zwei Fremde gehen vorüber.

„Wat de aal Scharrek fir'n schine junge Vorsch hot!“ — —

Nun ist eine Begegnung mit Bekannten nicht mehr zu befürchten. Er nimmt, als seien sie jetzt erst richtig beieinander, engangeschlossen ihren Arm und bückt sich küssend auf ihre Hand nieder.

In demselben Augenblicke sausen zwei Radfahrer, die unbemerkt hinter ihnen dreingefahren sind, mit dem Zuruf vorüber: „Was de Schwarz' de Kor' so gern hot, he?“

Laut schickt „die Kor“ dem Spaßvogel eine helle Lachoktave nach. Der „Schwarze“ bringt nur heraus: „Frechheit!“ —

Sie biegen ins Feld ein. Denn vor ihnen ragen die Reste der römischen Wasserleitung auf, denen ihr Ausflug gilt. Fast ununterbrochen setzt sich der Zug der hoch in die klare Luft gesägten Pfeilerzacken bis auf eine sanfte Anhöhe hinauf fort, gewaltige Steinkegel, deren Arme einen ganzen Fluß — ein Griff unter sein Bett! — aus der Erde gehoben haben mochten und seinen Lauf, auf ehemals gußbekleideter Achsel schwebend in der Luft hielten.

„Prachtkerls“ sagt er mit Mark und bleibt, jeden zweiten anpackend, in neuem Erglühen stehen. Sie schreiten die ganze Linie ab, wieder bis zur Mitte zurück und kreuzen von dort aus feldein, um den Eindruck aus der Entfernung zu haben.

„Rippen der Ewigkeit“ findet er, als sie sich von dem neuen Standpunkt aus umwenden.

„Liegt nicht eine Melancholie in den toten Trümmern?“ fragt sie, den Kopf, ohne hinzusehen, gegen den Wind gestemmt.

„Finde ich gerade nicht. Man konnte die Anlage ruhig zerfallen lassen; verschwenderisch; das rechte Leben. Es bringt schon bessere Zustände.“

Mit dem Sturme kämpfend schreiten sie weiter. Ein Hase springt vor ihnen auf und ist, wie vom Winde fortgefegt, schon dem Horizont nahe. Die junge Kastanie, bei der sie ihm eine Weile nachschauen, biegt sich und schaukelt ihre goldenen, quellenden, glänzenden Knöpfe.

„Hach, Schatz, ich habe ein Gefühl, als wäre ich der Sturmwind und Du wärest der schlanke Baum und ich umbrauste Dich und flemmte mich zwischen allen Zweigen hindurch, um Dich ganz, ganz zu umfassen“ jubelt sie auf und preßt seinen Arm an sich.

Er wendet sich halb über die Schulter zurück, als müsse er sich überzeugen, daß sie das sei,

die so spreche. Aber er nimmt doch zärtlich ihre Hand und führt sie weiter.

Links steigt die Anhöhe in einen so klaren Äther, daß man sieht, mit welchen Gedanken die Ohren des oben hinschreitenden Pflügerpferdes am Himmel spazieren gehen.

Vor ihnen verfinstert die Wölbung ein bruchloses Schwarz, aus dem Regenbahnen strahlig auf ferne Berge niederreichen.

Rechts sind die Wolken im Kampfe: Ein Verschieben, ein Kommen und Gehen, ewige Geburt sich gegenseitig wieder verschlingender Formen . . .

„Und doch müssen alle wieder in das Wesenlose da vorn.“ Sie sagt es mit einer Stimme, als sei es ein früher einmal geprägter Ausdruck, auf den sie sich eben besinne.

„Da vorn? Ich weiß gar nicht, wie Du heute siehst! Da kommen sie doch her aus dem gestaltlosen Klumpen, ringen sich heraus, stoßen streng mit sich, Hülle nach Hülle ab . . . Unter „Stirb und Werde!“ schwimmen sie in die Klarheit da drüben. Der bleiblaue Koloß, in der Mitte dort — na, ist das nicht der Phönix selbst? Die Sphinxpranken voran, gestreckten Flugs, majestätisch . . . Es ist Frühling, Du . . .

Damit reißt er sie an sich und verküßt sie hart und rüttelnd.

Sie kann nur stillhalten, so überrascht ist sie.

Erst nachdem er aufgehört hat, preßt sie seine Hand, indem sie, die Zähne zusammenbeißend, den Kopf vibrieren läßt — „Frühlingsgott!“

Ein grimmiges Mitleid macht ihn verschlossen: Sie drückt die Liebe heraus.

„Ich liebe die Natur ja auch so sehr, siehst Du . . . O, Süßer, der dicke schleimblaue Wolkenfranz jetzt — sieh — gerade über dem Wald! Und der rötliche Schimmer der Buchenwipfel, als steige neues Blut hinein . . . Ich könnte jeden Wurm ans Herz drücken . . .“

Der Wind verträgt ihre Worte als etwas Nebensächliches. Denn ihr Gesicht spricht sie nicht. Kein Leuchten des Auges, nichts. Dabei zupft sie mit toter Gleichmäßigkeit fortgesetzt die durch die Luft aufgegangenen Schläfenlocken unter dem Schleier wieder kraus.

Er schlägt ihr auf die Hand. „Unarten! Für wen machst Du das denn hier?“

Sie lächelt geschmeichelt. —

Auf die Höhe gekommen, sehen sie sich vor einem Artillerieschießplatze, den ein baumbepflanzter Weg in zwei Carrés teilt.

Zur Rechten schreiten hinter einem aufgeschragten Wallkeil zwei Soldaten davon.

„Darf man wohl über diesen Weg hier?“ ruft sie erfolglos hinter ihnen drein.

„Was fragst Du denn, wenn Du Begleitung bei Dir hast? Laß das doch gefälligst mich

run!“, und sein Ton schwankt zwischen Gereiztheit und Befriedigung über die Mißachtung ihrer Frage.

Sie hängt sich an ihn. „Entschuldige, Lieber.“ Auf dem sandigen Viereck zur Linken sind drei Festungsgeschütze aufgefahren. Verstreut um sie herum unterrichten sich die Bedienungsmannschaften, hier an dem aufgeklappten Sitz der Prozkasten, dort an den Lafetten, die dichteste Gruppe an der Richtmaschine, die den Schlund des blanken bronzenen Rohrs bald weit auf die Ferne einstellt, bald abwärts senkt . . .

„Möchte dabei sein!“ träumt er festgebannt. „Ich wäre doch mit Leib und Seele Soldat gewesen.“

„Es ist ganz gut so: Du hättest es gewiß nicht ausgehalten.“

„Bin ich denn ein Krüppel!“ streitet er empfindlich.

„O, Lieber, aber die Nörgeleien — Du machst Dir keinen Begriff — Mein Bruder Josef . . .“

„Ach, Dein Bruder und ich sind zweierlei. Ich kenne doch auch Leute, die es mitgemacht haben. Ein Waschlappen nimmt eine Sache natürlich anders hin, als einer, der mit der Seele dabei ist.“

Er dreht sich während des Weitergehens immer wieder um, als erwarte er, daß gefeuert würde, daß es hinausdröhne: Jugend! Kraft!

„Ich glaube ja selbst, daß die Aufbietung der Energie Deinem Wesen liegt“ sagt sie gleichsam mit ihm überlegend.

„Siehst Du.“ Und nun geht es wieder Seite an Seite bergab.

Ein Friedhof liegt an der Schräge des Weges, sein ruhig federnder Zypressenwald von terrassenförmig absteigenden Mauern umzogen.

Mit einladender Handbewegung macht ihnen der Tod das Tor auf, nur ihr sichtbar. Aber sie blickt ihn, wie jeden Beliebigen, ohne Empfindung an und geht vorüber.

Des Anderen Gang verlangsamte sich zwischen den Gräbern. Sein Auge geht weghinüber, wegberüber. Anspitz auf diesem Hügel ein Blutbaselstrauch, röteten sich auf jenem die geschlossenen Blüentraubenglöckchen eines Johannisbusches; bleichen hier blaue Anemonen im Efeueteerte, duftet gegenüber ein fliederfarbenes Seidelbastreis, und Stiefmütterchen schauen, sich über die Schulter blickend, mit großen Augen klöderlich durch das Grabgitter. Alles durchgeistigte Schönheit, zypressenüberschauert.

Sie ist immer einen Schritt voraus. „Wie geschmacklos die Säule ist!“

Er gibt keine Antwort.

„O, o! Kokofornamente an einer solchen Grabplatte!“ Kennt dahin, wie ein . . . — Er gibt keine Antwort.

Sie stumm zurückheischend bleibt er endlich vor einem Kindergrabmal stehen: In der Nische des Steins steht eine Wiege: darin schlummert ein Kind; das vorspringende Steingewölbe fällt als Vorhang geteilt darüber.

„Ja, ganz schön“ lobt sie geringschätzig. „Du solltest Du mal den campo santo in . . . —“

„Scharz, wir sind jetzt hier . . . und zwar auf einem Friedhof“ fällt er ihr scharf ins Wort.

In leichtem Trotz hebt sie den Kopf.

Nachdenklich schweigend gelangen sie in das Krematorium. Bis der Wärter kommt, müssen sie sich in der Gedächtnishalle verweilen, an deren Wänden hinter Marmortafeln die sterblichen Menschenreste in Gefäßen verwahrt sind.

„Wenn ich diese Apotheke sehe, begreife ich nicht, wie man sich verbrennen lassen mag.“

„Es ist appetitlicher, als bei Würmern liegen.“

„Und Deine Ganymedempfindung von vorhin, jeden Wurm ans Herz drücken zu dürfen? — Geebnet in der Erde ruhen! Als Grund von ihrem Grund weiter in der Welt sein!“

„Pah! So bin ich als Gas in der Welt.“

„Du bist kalt! Ich könnte keinen Brief von Dir verbrennen, wieviel weniger den anderen Gedanken denken.“

„Würdest Du denn mein Grab besuchen?“

„Ich sehe, daß Du mich nicht lieb hast.“

Der Wärter kommt. Er zeigt ihnen, wie die hier aufgestellten Särge bei Harmoniumspiel in das untere Stockwerk versenkt werden; „geräuschlos“ schmunzelt er, daß die Leidtragenden nichts von den Maschinen merken.

In das untere Stockwerk geführt, erhalten sie ein Bild davon, wie die sinkenden Särge, von Schienen empfangen, gleich Broten in die Weißglut des Ofens geschoben werden.

Wieder ein Stockwerk tiefer, betreten sie den Heizraum. „Sehn Se, so blicteweiß muß se wern, die Asch“ preist der Führer an und holt eine blecherne Einmachbüchse herbei, aus der er eine Probe von Menschenasche in Gestalt himmsteinsartiger, kalkig-weißer Klumpen in die Hand schüttet und zwischen Daumen und Zeigefinger verkrümelt.

Der Zuschauende tritt — es überläuft ihn — zurück. Sie wird doch nicht? . . . Da hat sie schon interessiert ein Klümpchen zwischen den Singern . . . wahrhaftigen Gott, . . . zerreibt es . . . „Wie kann ein Weib“ — aber die Worte bleiben ihm in der Kehle stecken. Der Tod dienert sich an ihn heran, weist mit dem Finger auf sie und lacht ihm hinter der vorgehaltenen Hand jovial ins Ohr: „Neue Kollegin, haha!“

Was war das?

Als sie treppaufwärts wieder in den Kirchhof gelangt sind, versucht er: „Sag mal“; unter-

bricht sich aber selbst wieder: „Ach nein, es war nichts.“

Dem Ausgang nahe fesselt ihn noch ein Denkmal.

„Die Darstellung ist platt, mag ich nicht“ urteilt sie gelangweilt.

„Was?!“ Er fühlt, wie sein Herz sinkt. Den doppelten Treppenaufgang hinauf bewegt sich beiderseits ein Zug von Gestalten mitten der ewig verschlossenen Pforte zu. Alle händerringend, nach dem Leben zurückgewendet; jedes haarbreit „Vor“ ist ein Kampf. Nur Eine geht gleichgültig weiter und wirft stumpf die ihrem Haar entnommene Rose weg.

„Das ist sie“ gesteht er sich weh. „Meine Liebe ist ihr nur die Blume im Haar; nichts, was sie ans Leben binder“ . . . —

Wenn sie auch seinen Arm nimmt, bei ihr ist er doch nicht, als sie die zur Stadt zurückführende Landstraße hinuntergehen. Denn hinter ihnen schallt der Gesang der nun von dem Übungsplatze ebenfalls heimkehrenden Soldaten heran . . .

Umblickend sehen sie, wie auf der halben Breite der Straßenhöhe mächtige Wolkenklippen spitz und schwarz steilaufragen. An ihren Fuß rundet sich eine Meerbucht messinggelben Lichtes. Nur als dunkel geschlossenes Rechteck sichtbar, bewegen sich davor die Truppen bergab.

„Prächtig“ sagt sie, indem sie mit ausge-
reckter Hand die lange Klippenleiste in der
Luft nachzeichnet.

Er nickt abwesend . . . „So geht das Leben
täglich singend an dem Kirchhof vorüber“ sieht
er und macht sich unwillkürlich von ihrem Arm
los. Die Soldaten könnten sonst über ihn
lachen . . .

Als sie vorübermarschieren, nimmt er weiteren
Abstand von ihr und verlangsamt, während sie
im Marschtrakte mitgeht, geniert das Tempo.

„Schön!“ schmeichelt sie, wieder tritt mit
ihm fassend. „Aber die Wasserleitung war doch
auch schön.“

„Ja — sie fließt nicht mehr“ weicht er
dumpf aus.

Ihr aufgeräumtes Geplauder hält an, bis sie
zu Hause sind.

Als erstes beim Eintreten sind sie gewohnt,
sich zu küssen. Indem er ihren Schleier hoch-
streift, steht er — er wird kalt und starr — sie
ist der Tod! . . . Er kann sie nicht mehr küssen
. . . Aus! —

Grifeldis.



Der Herbstmittag hält sein Brennglas auf den Rhein. Die blendende Wasserplatte verläuft, sammelt sich stromabwärts wieder zum blanken Schilde und muß abermals den nachrückenden Flämmchen weichen, die millionenweis kurzgezückt aus der Flut springen.

Zwischen dem Bahndamm, der das Ufer begleitet, und der erhöhten Laubenveranda des Gasthofes stehen bloßköpfig, den fest über den Rücken gezogenen Shawl mit überkreuzten Armen vor dem Leib zusammenhaltend, drei Frauen und wärmen sich mit demselben genussüchtigen Behagen in der lang vermißten Sonne, mit dem der dabei stehende Kleine das Sirupbrot schleckt, das braungefirnißt flebrig leuchtet.

Auf der Veranda, grellweiß, ist für die Gerichtsherrn gedeckt. In dem Kellergewölbe, auf dem sie lastet, träufelt die Kelterpresse den letzten Tropfen Most in den Kübel; auf allen Fässern, wie kleine Rauchschlote, arbeiten die Gärmaschinen. Das quillt da unten, das gluckert und tropft und schmalzt und zischelt und klopft und rinnt wie Plätschern und Sprudelgepolter von schäumenden Bächen. Rufen sich an: der Worr den Rottland, der Spätrot den Hub, der Burgweg den Hanach, der Katrich den Pfied, und sie würden den Fässern

den Boden ausstoßen, ließen die Gärmaschinen den Geist der Wildheit nicht durch den Schlot hinaus. Betrete nur Keiner ihr Reich, wenn der entzündete Span im Keller nicht brennen will! Der wilde Geist wüfse ihn zu Boden und bliese ihm wie dem Spane den Odem aus — —

— — Auf den geglätteten Boden obendarüber, wie die Beschwörerin der Gründe, setzt die Kellerin den Fuß.

Vorgekrümmt, als ob sie sich vor Lachen nicht halten könne, empfängt sie den Referendar Körner, der sich als erster zur Mahlzeit einstellt.

„So gut bekommen, schwarze Hexe?“ ist sein Gruß, und er klopft ihr mit voller Hand wohlwollend auf den breiten Rücken.

„Zehn Minuten schlafen muß er immer erst wieder, der Erwin“ antwortet die Lachende, indem sie sich die Serviette vors Gesicht drückt.

„Na ja; ein Weib hat das nicht nötig,“ rechtzeitigigt er sich etwas verlegen.

„Und dazwischen Äpfel essen! Hahaha, der Erwin!“

Sie klatscht in die Hände.

„Wenn Du nur keinen Mann kriegst, der sich auf die andere Seite stößt und brummt: „Laß mir meine Ruhe,“ warnt er, den Singer erhoben, mit angestrengtem Lächeln.

„Mein Gott, nein! Ja, nimm mal an! Wahrhaftig, ich wüßte nicht, was ich täte,“ sagt sie

plötzlich unsicher und nestelt, mit den Haarnadeln stochernd, an ihrem geflochtenen Haarknoten. „Wie wird's Dir noch mal gehen . . . Was? . . . Ich glaube, ich gebe die unglücklichste Person wenn ich heiraten tue . . . so ein furioses Mädchen, wie ich bin: auf einmal bin ich einen satt; wie ist das nur?“

„Wahrscheinlich mich auch? Herzlos! Kalt wie Eis! Bestechliche Sinne! Zu jung! Zu verspielt! Verwöhnt!“ zählt er mit fragendem Wohlgefallen auf.

Sie blickt ihn an: Bin ich mir ein Wunder, oder bist Du mir ein Wunder? Jetzt ist sie wieder verführerisch wie letz: Aus der dicken Pelzkapuze des schwarzbraunen Haars die reine heiße Röte des gesunden Gesichts; die dunkelfunkeln den großen Augen; der festzusammengeschnürte Satz wie frischgebadet-weißer Zähne; dazu die mit schwarzen Sammetlitzzen besetzte türkisblaue Bluse, die appetitlich-weiße Schürze . . .

„Ja, ja, der verhängnisvolle Strohhut! Wenn der nicht gewesen wäre!“ lächelte sie mit einem schelmischen Blick auf seinen Panama, unter dessen verwegennem Schwung sein braungebranntes Gesicht dunkler hervortritt.

„Du hast mich ja keine Spur gern, geh! Hat wahrhaftig schon Reue!“

„Wer weiß!“ reckt sie die Arme, zwischen denen sie die Serviette spannt, legt die Augen in

das Tuch und reibt das Gesicht, über etwas Neues lachend, darin hin und her.

„Na, sag' doch!“

„Nein, ich sage es nicht . . . Wie ich Dich zum ersten Mal . . . nein ich sag' es nicht . . . Da, in der Efeuecke auf der Veranda seh' ich Dich noch sitzen . . . da war mein Erstes . . . aber — so komisch — der allererste Gedanke . . . ich sag' es nicht . . .“

„Liesel!“

„Von dem möcht' ich'n Bub haben.“

„Wahrhaftig? Das hast Du gedacht! Na hoffentlich, Du! . . . Aber es war doch gut, daß wir im Hotel geblieben sind; der Assessor Grether war auch in Engers, hat Bilderrahmen eingekauft.“

„Ah, was wäre denn da gewesen,“ wirft sie leichtfertig hin. „Haha, wenn ich dann ans Vormundschaftsgericht muß — „Nein, Griseldis, das hätte ich aber nicht von Ihnen gedacht,“ wird er sagen — Und der Erwin ist der Papa, haha, wenn ich erst eines schönen Tages angereist komme: Hier, Großmama, bringe ich Ihnen Ihr Enkelchen, wo der Erwin gemacht hat! „Haha . . .“

„Mach' kein dummes Zeug,“ wehrt' er mit ungläubigem Lächeln. —

Nun kommen auch die Andern.

Der Amtsrichter — noch auf der Verandastreppe — ruft: „Hopp, hopp, Griseldis, lustig,“

und schon sitzt er, zieht die Beine unter den Stuhl, und seine unruhigen Hände linieren bald die Stiele des Bestecks, bald die Tischkanten.

„Ha, verrucht,“ agiert Freieysen, die Tischkarte vor sich, und tatschelt seinen Dackel, der gespannt zu ihm aufblickt: „Wenn's gar zu schauderbar wird, Männe, geben wir's kurzer Hand urschriftlich mit Akten zurück.“

„Ich weiß nicht, da schlägt man sich den Leib mit solchem schlechten Zeug voll“ — stimmt Assessor Grether ein — „ich werde nächstens wo anders essen . . . schwemmt sich da schließlich nur auf . . . hat womöglich auch keine Blutzirkulation . . . kriegt eventuell Krampfadern . . . also bei dem ewigen Sitzen noch? . . . Da können Sie nicht richtig arbeiten . . . klappen unter Umständen vielleicht zusammen, wie mein Bruder . . . Der Bursche geht womöglich ein . . . ich hatte da so'n Mündel . . . ja, also, dem hat die Leibzüchterin auch nichts rechts gegeben — womöglich nur Bohnen, oder . . . wo ich da vorigen Samstag in Engers gegessen habe . . .“

„Ich hab' Sie gesehen,“ jubelt Grifeldis, die mit dem Suppenkumpen auftaucht.

„Aha, da kommts raus,“ bemerkt Freieysen trocken.

„hm, hm, da ist ja die Kriegsschule?“ fragt der Amtsrichter pffiffig. „Also da waren Sie

nit dem Kollegen Grether? Na, prost der kleine Krieger! Wie war's denn? Schön?"

Grifeldis legt, einen verschmigten Blick mit Rörner tauschend, den Arm um die Schulter Grethers, der geschmeichelt schmunzelt, und schauspielert: „Nicht wahr, Herr Assessor, wir haben uns fein amüßert? Zehn Minuten geschlafen . . . Äpfel gegessen, habaha.“

„Was? Äpfel gegessen? Was soll das denn?“ fragt alles belustigt, Rörner mit dem erstauntesten Gesicht.

„Ja, wir wissen schon, nicht wahr, Herr Assessor?“

„Ach so“ — legt Rörner übermütig aus — „sie wird symbolistisch: Äpfel für Sündenfall.“

„Wieviel Äpfel haben Sie denn da gegessen?“ zwinkert sie der Amtsrichter heran.

„Nur nichts verraten, Herr Assessor, habaha.“

„Na, das Lachen wird Ihnen schon vergehn, wenn der kleine Krieger kommt,“ schäkert der Andre und prustet ihr „Slappes“ nach, als sie das nächste Gericht zu holen geht.

„Ach bewahre“ — fährt Grether ihn an — „die ist so kalt, wie eine Hundeschнауze . . . Die kriegt womöglich Krämpfe, wenn ein Mann die anfaßt . . .“

Laut schmetterndes Lachen platzt los, in eine verstärkte Salve übergehend, als Freieysen hinein-

wirft „Schützt Versuch an untauglichem Objekt vor.“

„Natürlich, was glauben Sie?“ — sucht Grether sich fuchtelnd Geltung zu verschaffen — „ich kannte da so'n Weib, die auch heftisch war — ich sehe das einer unter Umständen auf den ersten Blick an . . . die hatte womöglich noch rottere Backen wie die . . . die hat auch den stieren Glanz in den Augen gehabt . . . also, die brauchten Sie womöglich nur anzusehn, da verstummte die . . . konnte sie kein Wort mehr sagen . . . ich habe ihr das auch auf den Kopf herausgesagt . . .“

Der Amtsrichter und Freieysen werfen sich achselzuckend einen Blick zu. Körner geht mit leidig auf die derart gerichtete Meinung Grethers ein:

„Na ja, mag ja sein — aber ich glaube schon, daß Griseldis Feuer hat; sie hat natürlich ihre Tage; zeigt's auch vielleicht nicht immer so.“

„Also, Herr Kollege, ich sag' Ihnen, wenn Sie da so ne Ungarin sehen, Dunnerwetter ja.“

Männe bläfft auf und schwänzelt an die Rampe, Alle horchen: Der D-Zug kommt.

„Der Koch! Lauffschritt, marsch, marsch, Griseldis, der Koch!“ ruft der Amtsrichter, der eben das neue Gedeck Bringenden entgegen. Und den Tellerstoß hinsetzen, an die Rampe springen und, gleichzeitig mit dem aus dem Fenster gelehnten Küchenchef des Speisewagens, die Servis

ette schwenken — ist eins. Vor Gelächter wippend wie eine Bachstelze wirft sie den Blick zwischen dem enteilenden Zuge und der Tischgesellschaft hin und her und fragt dazu, jubelnd: „So ein verrücktes Zuhü?“ Käufte schlagen vor Vergnügen auf den Tisch. Männe bellt, Rörner, mit dem Glas am Munde in Lachen ausbrechend, bespritzt sich über und über mit Wein.

„Er ist ihr aber treu,“ erkennt der Amtsrichter an, „vergift doch keinen Mittwoch seinen Schwawerlappen blank zu ziehen.“

„Nein, sie ist aber selbst nicht zur Ehe reif,“ entrüstet sich Grether.

„Aber so ist die ganze Grifeldis: Blizliebe. Solange wie ein Schnellzug vorbeifährt,“ lächelt Rörner anzüglich und zeigt ihr heimlich ein strafendes Stirnrunzeln.

„Ach, was wissen Sie,“ erwidert sie verächtlich und macht ihm einen scheelen Blick. „So! . . . kommen Sie, Herr Assessor Freieysen, grade! . . . Nächstens verreisen wir einmal zusammen.“ Damit setzt sie sich neben den Angeredeten und legt beide Hände auf sein Armgelenk.

„Hff,“ macht dieser, als zerfließe er infolge ihrer Berührung in Wonne. „Ei gewiß, versteht sich und gelt — nun kriegt auch „unser“ Hund was?“

Sie läuft an das Fenster, das Veranda und Hausinneres verbindet, und ruft in den Hintergrund: „Das Menu für den Hund, Adchin.“

„Bestellen Sie mir grade Brachmandeln,“ ruft ihr Rörner nach.

„Sind keine da, mein Herr,“ macht sie mit bedauernder Verbeugung und stellt die Teller für den Nachtsch auf.

„Machen Sie keine Sagen,“ schnarrt er.

„Lieber Himmel, wenn keine da sind, kann ich Ihnen doch keine geben,“ sagt sie mit der rechtschaffensten Miene der Welt. Baum ist aber der gläubige Besteller im Begriffe, sich ein Stück des mißtrauisch betrachteten Crèmesisches aufzulegen, so gebietet sie gnädig: „Na, warten Sie, ich will mal sehen,“ nimmt ihm die Schüssel fort und setzt ihm eine volle Schale mit Brachmandeln, Nüssen und Tafelrosinen vor.

Er schüttelt den Kopf. „Grifeldis, Sie sind doch ein . . . die richtige Raubtiernatur.“

Die Anderen lächeln.

„Komm, Männe, mit so Leuten verkehren wir nicht mehr,“ ruft Freieysen, sich erhebend, seinen eben wieder auf dem Fensterbrett erscheinenden Teckel zu sich. Die Anderen brechen ebenfalls auf; nur Rörner bleibt.

Grifeldis kommt herzu und hilft ihm Mandeln auftragen. „Ich mag Sie gar nicht mehr leiden, wie Sie einen anschauen tun.“

„Kokettiere nicht mit Jedem! Aff!“

„Du, Aff! Wenn ich einen anderen Schatz haben wollte, würde ich mit doch von dem

Tisch hier keinen ausfuchen; buch die! So lummerig!“

Er fächert ihr, ungläubig, mit hochgehobener Handfläche, vor den Augen.

„Weil ich mal einen umarmen tue? Da tāt ich mir leid. Das ist grad' fogut, als wenn es der Stuhl da wāre.“ Dann ändert sie unter spaßhaftem Ruck des Kopfes den Ton: „Ah, was ist denn auch dabei!“ legt die Hand auf den Busen und himmelt mit verdrehten Augen: „Den Amtsrichter! Den liebe ich.“

„Liesel, nun laß mal!“ Er dāmpft die Stimme: „Jetzt sag' mal . . . Du weißt doch, was ich meine . . .“

„Wein,“ macht sie singend, indem sie ihm die letzte Mandel in den Mund steckt, „wie ich vorhin gesagt habe, so ist's. Heute hat sich's entschieden.“

„Gott, wirklich? Ich kann's mir nicht denken! Also, es ist mir unbegreiflich,“ flüstert er erregt. „Vielleicht bis heute Abend, was meinst Du? — Ich komme jedenfalls mal zum Essen, hörst Du! — Daß Du dabei so ruhig bleiben kannst!“

„Es schellt, also adieu, ich muß hinein“ und sie springt, daß das Geld in ihrer Schürzentasche klingelt.

Die Lippen fest aufeinander, den Spazierstock kräftiger aufsetzend, denkt er auf dem Heimwege „Stark ist das Weib;“ und wenn der Wein eines

vorbeifahrenden Faßwagens gerüttelt an die Planken klatscht, fühlt er sich umbrandet von ihren heftigen Trieben. —

Zwei offene Türen gewähren einen Durchblick durch die Flucht der drei Gaststuben, in denen Rauchscheiter um die gelben Glühlampen schaukeln. In der hintersten, allein, sitzt Rörner und über- schaut unbeteiligt das fröhliche Durcheinander, das der neue Most vereinigt. Ein blutjunges Ding, das mit seinem Schatz von auswärts ein- getroffen ist und angeheitert lachend hell das Stimmgewirr übertönt, schlägt, offenbar ans Aufbrechen gemahnt, mit ärgerlichem Säusichen auf den Tisch und ruft unbefangen aus: „Warum könnten wir jetzt nicht hier wohnen!“, worauf alle Männerstimmen zu einer Woge behaglichen Gelächters ineinanderdonnern. Auch Rörner lächelt mit einer Munddecke, sofort wieder tief nachdenklich, als er erzählen hört, daß ein durch- reisender Fremder an dem Genuß einiger Gläser Mostes, dessen Wirkung er nicht kannte, gestorben sei. Er hört, wie Griseldis, vielbeschäftigt, Winem antwortet: „Ach, jeder muß wissen, was er ver- tragen tut; ich heirate einen Mann nicht eher, als bis ich ihn betrunken gesehen habe.“ So unheimlich ihm die einladende Grazie ist, mit der sie dem Gaste dabei das Glas vorsetzt, so verwundert ist er, aus ihrem Munde Worte zu

vernehmen, die an die kabbalistische Weisheit erinnern: „An dreierlei erkennt man den Menschen: an seinem Becher, an seinem Zorn und an seinem Beutel.“

Für ihn hat sie noch immer keine Zeit. Nur auf einen Sprung kommt sie ab und zu herein, bald um ihm lachend mitzuteilen, eine Dame draußen habe sie gefragt, wer der interessante Herr mit dem musikalischen Hinterkopfe — nämlich er — sei; bald um flüsternd zu befehlen: „Noch nicht fortgehen, ich komme gleich.“

Da er zum Arbeiten jetzt doch keine Gedanken hat, bleibt er, sieht den Inseratenteil der Zeitungen durch und schreibt sich vorsichtig, daß es nicht auffalle, einige Angebote, wonach Kinder in Pflege gegeben werden können, auf einen gebrauchten Briefumschlag.

Endlich kommt sie, die Tür hinter sich ziehend, läßt sich erhitzt auf einen Stuhl sinken und schüttet mit den Worten „Laß mich mal“ einen Trunk seines Weines hinunter.

Er hält ihr, sich selbst komisch, die aufgeschriebenen Adressen vor. Tief damit beschäftigt, die unbehaglich gedehnten Arme durch Umschürzung der Manschetten zu fühlen, entgegnet sie: „Mz' Du nur! . . . Ich tu nichts für Deinen Bub . . . heute Mittag bin ich beim Doktor gewesen — mach Dich gefaßt, Alterchen.“

Er faßt sie am Handgelenk. „Liesel! Nun

sei mal aufrichtig . . . Ich bin Dir doch gut und Du mir auch, nicht wahr? Du willst mich doch nicht quälen? Sieh mal, ich muß mich doch darauf richten, wenn es so ist . . . Ich verspreche Dir; wir werden alles zusammen überlegen . . . ich bin doch nicht irgend ein gewissenloser Kerl, der . . . nicht wahr, das weißt Du? Aber da mußt Du mir auch in allem streng die Wahrheit sagen?“

„Warum sollt ich denn lügen? Er hat gesagt: auf das allein könne man noch nichts geben; erst nach zwei Monaten sähe mans. Kannst ihn fragen. Er hat noch gesagt“ — lacht sie — „Guck, mußst' sie doch auch mal das St. Gangolfsbrünnchen versuchen.“

„Na ja — aber ich meine, Du müßtest doch — merkst Du denn selbst nichts . . . im Rücken oder?“

Mit jubelnd vorgestrecktem Arm und gespreizter Hand weist sie den Gedanken von sich: „Wenn der Ruckuck ruft und man tut sich dabei auf der Erde wälzen, kriegt man keine Rückenschmerzen. Das haben wir als Kinder immer getan. Den ganzen Berg herunter geschippelt. Weißt Du, von oben an alle hinterst zu vorderst herunter, hach, so recht gerolzt!“ Dabei höhlt sie beide Hände festandrückend um ihre Brüste.

„Was machst Du denn?“ fragt er mit verwundertem Blick auf ihre Hände.

„Ich liebe mich“ sagt sie mit herausforderndem Augenzudrücken.

„Mir hast Du sowas noch nie gesagt“ wirft er ihr, wie eifersüchtig, vor.

„Nein das bring ich nicht fertig. Also, das kann ich nicht, und wenn ich einen Mann noch so lieben tue . . . Es ist auch gar nicht gut . . . Später einmal, ja . . . Nein, wenn ich noch dran denke, wie Du die acht Tage nicht dagewesen bist . . . Da konnte' ich Dich vor Wut nicht ansehen hernach. Aber meinst Du, ich hätte Dir sagen können, wie mirs da war? Wie jede und jede Post nichts gehabt hat, wie ich mit dem Ferngucker hinausgesehen habe, ob Du nicht segelst, wie ich nachts kein Aug zugemacht und mich gefragt habe „Bist Du denn verrückt im Hirnkasten“ . . . zu mir selbst hab ich das gesagt, laut mit mir gesprochen.“

„Ach? Und davon ahnte ich rein nichts?“ träumt er in ihr erglühtes Gesicht und streicht ihr über die Backe: „Wie heiß Du bist!“

Sie fühlt mit dem Handrücken ihre Wangen an. „Nein, gelt?!“ Dann legt sie entschlossen ihre Hand auf die seinige. „Ich muß einen Spaziergang machen nachher. Komm an den Hafen.“

„Heute lieber nicht, Liesel“ bittet er. Sie stößt seine Hand fort. „Wußt ich. Geh weg, nachher ist man Euch nichts mehr.“

Anklage und liebevollste Verzeihung zugleich vertiefen seinen Blick. „Ist das recht von Dir? Gerade weil Du mir mehr geworden bist, ist mir der Tag zu ernst, um bloß . . .“

„Ach, ich will ja gar nicht; was bilden Sie sich ein“ sagt sie mit dem Versuch eines pruden Tones und rückt ihren Stuhl von ihm ab.

Er knüpft, ohne ein Wort zu entgegnen, seinen Rock zu und erhebt sich. Da vertritt sie ihm den Weg, wischt ihm in possenhafter Besorgnis über die Stirn und sagt dazu: „Er hat Sorgen, der Erwin; er muß jetzt einen Sportwagen kaufen für seine Swillinge.“ Bei seinem unfreiwilligen Lächeln fährt sie — bis zum Kleiderständer rückwärts vor ihm her gedrängt — unter fortwährendem beruhigendem Streicheln seiner Kravatte und Weste fort: „Mußt auch jetzt billigere Zigarren rauchen! Gelt, jetzt heißt's sparen, mein Männchen?“

Ihre Augen, dicht vor den seinigen, frohlocken. Ihr Gesicht, bebend-angespannt, ist rot wie ein Zahnenkamm. Wie Dämpfe einer heißen Quelle wällt eine dicke Wärme von ihr heran. Er behält sie im Auge, bis sie seinen zum Anschlüpfen ausgebreiteten Mantel in den ausgespannten Armen, hinter ihn tritt. Da zieht sie ihn, bis an die Wand zurückweichend wider sich, dehnt sich anpressend um ihn, und es ist mehr ein Schrei, als ein Kuß, als sie die Lippen seines geschlossenen

Mundes in trocken-heißer Glut kurz in ihre frischen Zähne faßt und dann mit furchtgroßen Augen wie zu sich selbst sagt: „Jetzt kann ich wieder heute Nacht nicht schlafen.“

So gebrochen verharrt sie an der Wand, daß er in dieser Minute — noch den plötzlichen Tod des Fremden im Gedächtnis — erfährt: „Man kann einem Menschen nicht genug Gutes tun, wenn man bedenkt, in der nächsten Minute liegt er leblos da“ und er hält ihr die Hand hin: „Na, komm morgen.“

Die zwei Monate sind längst verstrichen, und Adrner hat sich in das Unabänderliche gefunden. Es kostete zwar manche schlaflose Nacht, bis die Angst vor dem Bannstrahl der Familie und Gesellschaft und die Karlosigkeit, wie sein Leben fünfzig zu gestalten sei, nicht mehr, wie ein beständiger Alb, seine Brust belasteten. Allein, er liebte Kinder; sie ergriffen ihn, als das verkörperte Vertrauen zur Welt, als frühlinghafter Werdedrang, als Wunder und Lösung aller Rätsel zugleich. Auch schien ihm Liebe ohne Kind gemein. Kein Tier eint sich dem anderen zu bloß selbstsüchtiger Erlustigung, und es kennt, anders als der Mensch, nach der Befruchtung keinen Liebesgenuß mehr. Schließlich stellte ihm diese neue Sorge einen Gradmesser für seine Lebenstüchtigkeit dar. Jetzt galt es, auf eigenen

Süßen stehen und allen Schwierigkeiten zum Trotz für ein weises Brot schaffen. Es ist nichts geringes, ein ganzer Mann zu werden. Das durfte er sich sagen: Die Würdigkeit zur Vaterschaft hat er in diesen schlaflosen Nächten wohl erworben.

Grether meinte es ja gewiß gut, als er ihm unlängst geheimnisvoll auseinandersetzte: „Herr Kollege, Sie sind gesehen worden . . . Sie machen sich Unannehmlichkeiten . . . Unter Umständen verklagt die Griseldis mal einen Gast und Sie sind der Dezernent und haben sich da womöglich vorher immer wie ein guter Bekannter mit ihr unterhalten . . . Also, ich hatte mal so'n Fall. Es ist mir überhaupt fraglich, ob Sie sich als öffentlicher Beamter da allein auf der Rheinterrasse aufhalten dürfen. Nehmen sich in Acht, ich hab's Ihnen gesagt.“

Aber über solche Bedenken lächelt er. Wenn es nicht anders ist, verläßt er den Dienst eben. Nur ein Gedanke schmerzt ihn dabei: Daß es in Griseldis' Natur läge, ihm schaden zu wollen, wenn er sich einmal mit ihr überwürfe. Denn sie betrachtet sich nach der Art unreifer Seelen in jedem Falle als das „unglücklich gemachte Mädchen“ und kann in einem Atem kosen und drohen. Indes — er würde ihr den Jungen so wie so wegnehmen. Den sollte niemand großziehen, der ungebildet und selbst noch ein Spiel-

ball seines zerfahrenen Herzens war. Er erträgt dies selbst schwer genug — wenn auch dem Kinde zuliebe gern. Nur ihr Temperament mag sie vererben. Es vergehen keine drei Tage, ohne daß dieses sie zu ihm treibt, und wenn sie, mit dem Ausgehörbchen am Arme, in seiner Wohnung erscheint, sieht es aus, als komme sie mit dem Hörbchen, um sich ihre Liebe darin zu holen. Diese Absicht ist so selbstverständlich, daß sie stillschweigend damit ins Schlafzimmer geht. Wenn sie dann nach zwei Stunden zum erstenmal den Mund aufthut, um zu fragen, ob sie wohl schon länger, als eine Viertelstunde dasei, bekommt sie eine solche Furcht davor, was die Hausleute davon denken werden, wenn sie jetzt das Haus verlasse, daß sie schließlich erst nach einer weiteren Stunde die Thür aufzumachen wagt und sich jedesmal fest vornimmt, nie wieder zu ihm herauf zu kommen.

Schön ist sie aber, wenn sie die Klarheit des dunklen Marmors im Auge, das Gesicht tiefmohnrot durchschossen, voll Scham und immer noch nicht mit der Frisur zufrieden, den Spiegel fragt, wie sie um Gottes willen aussehe. Dann empfindet er garnichts Entwürdigendes mehr darin, daß er ihr nur das ist, was die Gärmaschine dem Wein. Man sieht ja, wie übergroß und schäumig das Leben in ihr kreisen muß. Wenn sie schon zu gewöhnlichen Zeiten so derb zupfaßt,

daß Soldaten, denen sie beim Umschnallen des Seitengewehrs die Taille unter dem Gurt zusammenzieht, sagen „wie unser Puzer,“ so hängt sie sich in erhöhten Stunden bäumend an ihn, wie sich ein gefangen gehaltenes Raubtier an dem Baumstrunk abringt, den man ihm zur Betätigung seiner Sehnen in den Käfig gegeben hat.

„Du wirst eine schöne Mutter werden,“ sagte er, als sie von Monat zu Monat üppiger zu erblühen schien, und sie wurde ihm heilig. Darum nahm er ihr, als sie das letzte Mal kam — es war gegen Ende des vierten Monats — das Körbchen aus der Hand und bat sie, unter dem Vorgeben, daß er keine Zeit habe, sich fünf Minuten zu ihm zu setzen und dann wieder zu gehen. Daraufhin wurde sie unruhig, sagte „Nein,“ ging suchend umher und nahm jeden Papierfetzen und Briefumschlag, den sie auf dem Schreibtisch oder der Kommode umherliegen sah, hastig überlesend in die Hand, um schließlich zu fragen, wo er denn die viele Arbeit liegen habe. Nun sagte er offen heraus, daß sie sich von jetzt ab schonen müsse. Aber sie setzte seiner Auffassung entgegen, was man denn vom Leben habe, nachher sehe sie alt aus, werde nicht mehr von ihm geliebt und ebensowenig mehr als Kellnerin genommen. Diesen Befürchtungen sprach er die Berechtigung ab gegenüber der Notwendigkeit, jetzt an das Kind denken und nach dem Verpflegungs-

orte übersiedeln zu müssen. Da verzog sie wie gelangweilt das Gesicht und trotzte, sie bleibe hier, ob er vielleicht glaube, sie setze sich fünf Monate in ein Nest und blase Trübsal. Als er aber gelassen erklärte, es sei gut, nur brauche sie ihm in diesem Falle nie mehr mit ihrem Körbchen zu kommen, schaute sie einen Augenblick nachdenklich ins Unbestimmte, bekam dann einen roten Kopf und sagte, indem ein zuckendes Lächeln Grübchen in ihren Wangen bildete, sie habe ihm auch noch etwas erzählen wollen. Er fragte: Was? Nein, heute Abend erst, er solle zum Essen kommen. Während er noch überlegte, ob er es möglich machen könne, schlug sie, die Arme in die Weite dehnend, vor, sie wollten einmal Sekt zusammen trinken, sie habe so schreckliches Verlangen nach Sekt.

Es war ihm das Gelüst einer Schwangeren, und er glaubte es ehren zu müssen.

Unterwegs traf Rörner Freieysen, der auf der Jagd gewesen war und berichtete, von fünf festgemachten Sauen sei eine Bache geschossen worden, die, wie sich beim Ausnehmen gezeigt, sieben Frischlinge im Leibe getragen habe. Als Rörner seinem Entsetzen hierüber Ausdruck gab, meinte der Andere, sich verabschiedend, die Frischlinge seien auf diese Weise vielleicht davor behütet worden, von der alten Bestie aufgefressen

zu werden. Das war wieder so ein Gelüst! Wie es sich doch überall unheimlich-rätselvoll unter dem Spiegel der Liebe bewegte, dachte Adrner und sein Gefühl maß sich mit der Größe der Nacht. Denn, ohne zu wissen wie, trat er auf einmal aus dem Tunnel des Bahndamms vor den Treibeis führenden Strom. Von Scholle zu immer fernerer Scholle setzte das Mondlicht über, und noch einmal soweit mochte die Fläche in der Dunkelheit drüben dahinschieben. Wie große Blätter seltsamer Pflanzen schwammen die silbernen Scheiben, jetzt sich lautlos fortdrehend, jetzt aneinander sich schleifend und knarrend, dort mit Gezisch sich überschiebend, hier mit hohlem Gepolter gegen den eisernen Ponton einer Landungsbrücke donnernd, nun wieder in mürbgeschmolzenen Tafeln rotenstill hingleitend. Und das Strombild und die große Pilgerstraße der Liebe wurden ihm eins. Aber die überwältigende Erscheinung versetzt in die Melancholie, wie wenig der Mensch die Natur erreiche. Auch er vernahm die Stimme des Erdgeists „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir,“ erkennend, wie sich die Liebe des Menschen, während sich die Kräfte jedes Wesens zu einem beherrschenden, bei Allen übereinstimmenden Triebe vereinigen, tausendfältig abwandelt und, in verschiedene Stromarme gespalten, selbst dieselbe Seele zersplittert. Aber sein juristisches Klarheitsbedürfnis wollte sich nicht dabei

beruhigen, daß man all dies Verschiedene mit demselben Namen belege. Es gab eine stille Handelsgesellschaft, eine offene, eine Kommanditgesellschaft — warum nicht eine scharfe Unterscheidung zwischen den Gesellschaften der Liebe? Er versuchte die seinige zu benennen: ein Heimatsbund war es nicht . . . Familiensinn auch nicht . . . Leidenschaft? Nein, wenn das Kind nicht mitgesprochen hätte, wäre nichts mehr geschehen; denn ein zweites Mal hätte er die zweifel- und sorgenvollen Nächte nicht erleben mögen . . . Die Wesensvermählung zum großen Lebensfriedenschied von vornherein aus . . . Also ein Gefallen finden, das Schönheitsgefühl augenblicklichen Zusammentreffens, in dem Jugend der Jugend zuspricht? Ja — allein jetzt war es schon anders geworden. Denn jede Gemeinschaft hat ihre Moral, die gleichsam ihren Horizont bildend die schöneren Möglichkeiten hinter dem Berge hält, sodaß der eingeborene Wille darnach erstirbt. So hielt er es jetzt nicht für ausgeschlossen, das Mädchen, durch die Einwirkung eines tiefen Erlebens verinnerlicht, dereinst zur Frau nehmen zu können.

Während er mit solchen Gedanken dem Gasthause zuschritt, räumte Griseldis, alle Augenblick ungeduldig nach der Uhr schauend, in eiliger und lauter Hantierung die hinterste Wirtsstube auf und gab zwischendurch einem unterhaltfamen

Gaste um so dienstbeflissener Antwort, je sehnlicher sie ihn hinauswünschte. Aber er rückte nicht von der Stelle. Da er ihr eine Weinbestellung aufgegeben, fiel ihm zuletzt ein: „Haben Sie auch Profura, Fräulein?“

„Gewiß; wollen Sie haben?“ bot sie fix und fertig an, ohne sich im Zusammenfallen ihrer Tischtücher stören zu lassen. Da stand er endlich lautlachend auf und verabschiedete sich mit der biedereren Schäferci, ihre Zerstretheit lasse tief blicken.

Unmittelbar darauf trat der Erwartete ein. Er empfand bei der Begrüßung die Wärme ihrer Hände ebenso wohltuend, wie sie die Kälte der seinigen und sie hielt sie eine Weile warmknetend fest. Sie führte ihn dabei an die Längsseite des dem Amerikaner zunächst stehenden Tisches und setzte sich selbst schnell an die gegenüberliegende Seite, neben dem Ofen so auf einen Stuhl, daß das Wandgeräfel ihr als Kopflehne und die Tischkante ihr als Lehne für den linken Arm diene. So schaute sie ihm mit vorahnendem Lächeln voll ins Gesicht, bis er fragte: „Na — und der Sekt?“

„Ah, den wollen wir morgen trinken,“ schnellte sie, wie von einem plötzlichen Einfall beraten, fragend heraus.

„Was ist denn morgen?“ stutzte er. „Wir wollen verreisen,“ sondierte sie, funkelnd von verhaltener Schelmerci.

„Geh', bring' mir ein Glas Bier,“ ist seine strafende Antwort.

Doch sie fährt, ruhig sitzen bleibend, fort: „Wollen wir nicht?“

Er schmalzt belästigt. „Kind, Du weißt doch, daß ich bei Deinem Zustand . . .“

Behaglicher zurückgelehnt, beschreibt sie mit den weitausgelegten Beinen Bögen auf dem Boden und fragt gleichsam zum Vergnügen: „Wenn der Zustand nun nicht wäre?“

Einen Augenblick wird ihm das Herz heiß; er weist es aber gleich wieder zur Ruhe: Nein, es war nur eine von ihren Ideen. Gleichwohl sieht er, ihren Blick vermeidend unter sich, als er sagt: „Was brauchen wir uns über Möglichkeiten den Kopf zu zerbrechen.“

„Aee, sag' mal, gelt, dann hättest Du keine Courage mehr, zu verreisen?“ Ihr Lächeln, das die Ecken ihres Mundes immer schärfer einschneidet, nimmt eine Starre an und versetzt ihn in Unsicherheit. Diese zu verdecken suchend, scherzt er: „Na, es ist noch die Frage, ob Du mir in dem Falle überhaupt treu geblieben wärest.“

Sie zieht, sich höher setzend, die Beine heran, stützt die Wange auf die linke Hand, in der sie die Serviette hält, und sagt scheinbar ruhig: „Ich bin's aber doch gewesen.“

„Was? . . .“ Seine Backen brennen und

seine Kehle schluckt. Platsch, haut sie den Arm vom Ellenbogen aus auf die Tischplatte und begräbt, sich vor Lachen schüttelnd, ihre Stirn darin.

„Nein! . . . Griseldis? . . . Du! . . . Ist es heute?“ rärselt er mit fassungsloser Stimme.

Sie hebt den Kopf, sieht ihn, wie aus Freude an der Beobachtung, lächelnd an und nickt bejahend.

„Nein! . . . Wahrhaftig? Sag' . . . Oder war es am Ende schon von vornherein so?“

Wieder nickt sie in stummem, nun gutmütigem Betrachten.

„Ja, wie? Was? So sprich doch.“ Sie rutscht sich auf dem Stuhle zurecht, wischt sich mit der Serviette den Mund und beginnt: „Also, ich wills Dir sagen: es ist von gleich an Alles regelmäßig gewesen.“

Steif zurückgezogen, wie man vor der Berührung des Unheimlichen die Arme an sich zieht, beftet er versteinert den Blick auf sie und bewegt, keines Wortes mächtig, nur die Winkel der geschlossenen Lippen herabgezogen, langsam verneinend den Kopf.

Indem sie mit trotzigem Stoß den Arm auf den Tisch aufsetzt, fährt sie, sich gleichsam gegen das Schweigen verteidigend fort: „Ei, es ist ja auch wahr! Warum sollen wir immer allein

leiden? Ihr könnt Euch auch mal Gedanken machen.“

Andauernd schweigendes Aufhören, als traue er seinen Ohren nicht.

In einschmeichelnd-gekränktem Tone bemüht sie sich weiter: „Gelt, die ersten zwei Tage hast Du Dich nicht blicken lassen! Und ich sitze da und denke, all meine Todsünden fallen mir ein . . . da hab ich gedacht: So, mein Bürschchen . . . Kannst lachen, daß es so abgelaufen ist.“

Seine Backen zucken und mit stechend-kaltem Blick sagt er fremd: „Raubtier! Und dafür quälst Du mich Monate lang! Jetzt verstehe ich Manches.“

„Ach, Sie“ macht sie enttäuscht. „Und spielst mit meinem Gefühl!“ hebt er bitter die Stimme.

„Sie“ lacht sie, verachtende Amüsertheit heuchelnd. „Sie können ja gar nicht lieben. Sie müssen ja zehn Minuten schlafen. — Wenn ich gleich gesagt hätte, wie es war, wären Sie das zweite Mal ja gar nicht mehr zu mir gekommen.“

Er stellt sich auf und sagt in beinahe feierlicher Betonung jeder Silbe: „Du bist gemein!“ Die Türglocke geht. Sie springt auf und klatscht sich, an ihm vorbeigehend, mit der flachen Hand auf die Stirn. „Geh' mir weg, wie man sich hergegeben hat, ist es aus. So dumm, Liesel! Bist Du dumm! Aber ich liebe jetzt mit keinem mehr!“

Draußen bemerkt sie durch die Schmiedearbeits vergitterte Scheibe der Haustür ein Einlaß des gehrendes junges Paar im Dunkel. Mürrisch öffnend weist sie die nach einem Zimmer Verlangenden unter der Lüge ab, es sei alles besetzt. „Was braucht Ihr zu lieben! So!“ sagt sie hinter ihnen her, als habe sie nun für alles, was ihr widerfahren, Vergeltung genommen. Nachdem sie ihnen, wie sofort wieder abbitzend, eine Weile nachgeblickt, geht sie versöhnlicher zurück.

Erstaunt sieht sie Börner zum Aufbrechen bereit vor sich. Aber als ob sie nicht am Ende, sondern am Beginn ihrer Bekanntschaft stünden, fragt sie unaufdringlich: „Du hast ja gar nichts gegessen? Willst Du nichts? Oder trinken? Der neue Wein ist schon klar.“

„Ich habe klaren Wein. Adieu.“ Und in demselben Augenblicke, wo die Tür hinter ihm ins Schloß fällt, steht sie, die Serviette vor den Augen, dawidergedrückt, schluchzt „was hab ich ihm denn getan!“ und heult wie ein Kind: „Kein Mensch, wo einem gut ist, kein einziger Mensch.“

La Velata.



n fernen Landen lebte einmal eine Jungfrau, die war heiteren Sinnes und liebte die Schönheit. Langgesponnene Seide war ihr Haar, und darüber hing ihr ein Schleier von so hellem Schimmer, wie die Silberhäutchen des tropfenden Netzes, das der Fischer im Sonnenschein aus der Flut hebt. Wegen des Schleiers, der wie ein Gewand die Erde berührte, hieß sie in aller Munde „La Velata.“ Wohin sie kam, waren ihr die Herzen zugetan; nicht allein um ihre Lieblichkeit, am meisten wegen des himmlischen Feuers, das wie Zauberlicht auf ihr lag, wenn ihr Gemüt glühte in der Anschauung des Schönen. So geschah es, daß sie allerorten — sie kam weit in der Welt umher — von Bewerbern umringt war. Die Huldigungen gefielen ihr, und wer am meisten Wohlgefallen in ihren Augen gefunden hatte, den zeichnete sie vor den übrigen aus. Zog sie aber wieder in andre Lande, dann vergaß sie ihn allgemach; und so erging es einem nach dem andern. Denn sie liebte die Schönheit allerwegen und nicht bloß in einem einzigen Manne.

Schon fing ihre Blüte zu verfallen an, und immer noch hatte sie den Schleier nicht mit der Myrte vertauscht. Da trat vor sie das Schreck-

bild des einsamen Alters, und als der nächste kam, sie zum Altare zu führen, gelobte sie ihm sich an. Sie sah auf den Vorteil und wählte ohne ihr Herz. Denn sie wählte einen Häßlichen. Sie liebte ihn nicht, doch überwand sie ihr Gefühl und tauschte mit ihm Zärtlichkeiten und — er ward ihr leidlich und lieb. Häßliche Menschen aber sind keine frohen Menschen, und in einer niedrigen Laune verließ er sie. Schlimmer von sich, als von ihm betrogen, empfand sie darüber mehr Zorn, als Weh.

Ihr Schleier aber hatte die Eigenschaft, ein Abbild von jedem ihrer Erlebnisse in sich aufzunehmen; und sobald das Bild in ihm hervortrat, lösten sich die Felder, die es einnahm, von dem Gewande ab, und der Gnom der Zeit ergrieff sie und verwahrte sie an dem Orte des Erlebnisses in seinen Gewölben. So war der wallende Schleier kürzer und kürzer geworden, daß er zuletzt nur noch das Haupthaar bedeckte und den silbernen Schein des Alters hineingieß.

So oft Velata jetzt ihr Leben überschaute, bereute sie tief jenen Tag, an dem sie einem häßlichen Manne die Hand zu reichen gedacht hatte, und sie führte den Niedergang ihrer Sterne auf das Verbrechen zurück, das sie begangen an ihrem Drange zur Schönheit. Der beleidigte Sinn aber forderte seitdem dringender, denn je sein Recht, und so ereignete es sich, daß sie betagt noch

einmal einem schönen Jünglinge, der ihr huldigte, ihr Herz hingab und so tiefnuig und rückhaltlos in ihm aufging, wie sie es zuvor weder gekannt, noch je für möglich gehalten hätte. Da sie aber alt war, so war sie dem verzehrenden Feuer der Liebe nicht gewachsen, und auf eine Stunde der berauschesten Erhebung, wo sie sich in ein anderes Wesen wandelte, folgten müde Wochen des Rückfalls in die Misere der Gebrechlichkeit. Dann erschien sie sich häßlich und schlecht und von Unheil für den Geliebten — den sie doch nicht lassen konnte — und verkroch sich, mit ihrem Haffe gegen sich selbst in die dunkelsten Winkel und wollte niemand sehen und hören.

Sie der verzagenden Schwermut zu entreißen, die das Leben in ihrer Seele zurückgelassen hatte, war des Jünglings ganzes Sinnen und Trachten. Von hochherziger Liebe geleitet, wallte er zu dem Schauplatz einer jeden Epoche ihres Lebens, ihrer Kinderjahre bis zu der Zeit der Begegnung mit ihm, und stieg hinab in das Gewölbe des Zeitengnomes, um das Stück ihres Jugendschleiers, worauf das Erlebnis des Ortes bewahrt geblieben, zu erlangen.

Daß sich kein Unberechtigter in das Geheimnis einer Menschenseele stelle, lieferte der Gnom keinen Streif des Schleiers aus, bevor man ihm das Erlebnis nicht übereinstimmend mit dem be-

gehrtten Abbilde dargestellt hatte. Der Jüngling vermochte es sters. Velata hatte ihm ihr ganzes Leben enthüllt, und so war es ihm nach und nach gelungen, alle Bilder des Schleiers, wie er glaubte, in seiner Hand zu vereinigen. Und siehe da! sie fügten sich zum Ganzen und bekleideten die Jungfrau wie vor Jahren mit dem Zauber-schein des silberfließenden Gespinnsts. Sofort aber verschwanden auch die Bilder der Erinnerung daraus, und der Schleier war neu, und durch ihn schien rosig erleuchtet, in bräutlicher Reinheit die duftigste Jugend.

Der Jüngling pries sich als den glücklichsten der Sterblichen. Die ihm das Liebste auf Erden, er hatte sie einführen dürfen in das Eden des Lebens. Und doch schien dies erst der Vorhof im Tempel seines Glücks. Die einmal erwiesene Macht der Liebe ließ des Heiles immer mehr erwarten.

Auch Velata erfüllte eine Überglückseligkeit; und wenn sie in seinen Armen ruhte, fühlte sie sich in sterbenssehnlichen Wonneschauern als sein Geschöpf.

In einer solchen Stunde heiligster Angehörigkeit, wo ein Aug' in Aug' ein Seele in Seele ist, fragte er sie einst, ob ihr Herz nun in offenster Wahrhaftigkeit vor ihm liege und kein Erlebnis mehr in sich trage, das ihm fremd sei. Da erschraß sie; denn sie hatte ihm die Verirrung mit

dem Häßlichen verheimlicht, und wie oft sie auch sich vorgenommen hatte, ihn nicht länger in einem Irrtum über sie zu halten, eine gewisse Furcht hielt sie jedesmal von einem Bekenntnisse zurück. Und jetzt in der Stunde des Glückes fand sie erst recht nicht den Mut dazu. Sie verschwieg den Schandfleck ihres Lebens und antwortete: Es sei ihr nicht bewußt, daß sie dem Geliebten je etwas vorenthalten habe.

Der Jüngling hatte ein eidsicheres, keines Nachdenkens bedürfendes „Nein“ erwartet und erhielt eine dieses Nein vorsichtig umschreibende Antwort, die einer Ausflucht ähnlich sah. Ernst fragte er nochmals mit angstvoll forschendem Blicke und sah über Velatas Auge einen fremden Gedanken wegblinken. Sie suchte mit gezwungenem Lächeln ihre Worte ins Scherzhafte zu ziehen und beschuldigte sich mit lachender Maske ihrer Verfehlung, daß er irr an ihr wurde und nicht mehr wußte, was Scherz und was Ernst sei. Damit sollte sie spielen können! Zärtlichkeiten mit einem Andern! Ihm verheimlicht? Er glaubte es nicht. Denn sein Glaube an sie war das Ideal des Glaubens überhaupt, und einer Täuschung hätte er sie nie und nimmer für fähig gehalten.

Da erst empfand Velata die Geißel der Schmach; sie weinte und härmte sich selbstpeinigend zu einer Schattengestalt. Ihr Schleier

übte seinen Zauber nicht mehr; es fehlte ein Gewebe in ihm.

Als aber der Jüngling nach diesem auszugehen sich anschickte, fiel ihm die Jungfrau, damit er sie bei der Vergleichung ihres nur halben Geständnisses mit dem Schleierbilde nicht auf einer neuen Täuschung entdecke, abbittend zu Füßen und bekannte in unbarmherziger Selbstgeißelung jede Einzelheit des unglückseligen Begegnisses. —

Seines Ideales beraubt, wallte der Jüngling zu dem Gnome der Zeit, der ihm nun das unerkannte Stück des Schleiers auslieferte. Er sah es mit wehmütigen Gefühlen dem Gewande Velatas sich einfügen. Da er sich aus der Erstarrung seines Innern aber zu erheben bemühte, verschwand auch dieses Bild allmählich aus dem Schleiergewande wie aus seiner Seele.

Halb hoffend, und doch wieder ohne das rechte Vertrauen sah die Jungfrau die Schatten von dem Geliebten weichen. Sie konnten sich beide nicht verhehlen, daß eine gewisse Traumahftigkeit und friedsame Festigung aus ihrer Liebe verschwunden war: Der nichtsahnende selbstverständliche Glaube, dem das Geliebte die Unfehlbarkeit und die Vollkommenheit ist. Es war ihnen aber auch klar, daß sie sich Lebensbedingung und Lebensnotwendigkeit geworden waren und das tiefe Leid, das sie betroffen, überwinden mußten. Sie lernten es als eine von außen sie treffende,

von keinem von ihnen verschuldete Schickung oder doch wenigstens als ein gemeinsam heraufbeschworenes Unglück ansehen, bei dem die Gemeinsamkeit der Verschuldung die Schuld ausglich. Denn der gleiche Kummer der schweren Zeit schloß sie zusammen und jeder strebte, sie aus der Erinnerung des Andern zu tilgen, indem er nach seinem Wohlgefallen lebte und durch Erfüllung all seiner Wünsche sein Herz zu heilen suchte. In manchen Stunden vertiefte sich ihre Seele wieder zu dem früheren Glücke. Trotz alledem — wenn sie ihr geheimstes Empfinden belauschten, so war es ein Schmachten unbefriedigten Lebens. Ihr Glück war nicht mehr innere Durchdringung, schweigsames Genügen, ernstseufzende Fülle; es war äußerlich, gesprächig, abwechslungsbedürftig geworden.

Besonders schwer konnte der Jüngling über diese Wandlung hinwegkommen. Seine Sehnsucht brach immer heftiger hervor. Immer wieder von neuem. Immer unbesieglich. Es war, als ob ein Gewicht seine Brust bedrückte und nähme ihm die Luft. Er hatte sich Zwang angetan, um die quälende Erinnerung zu ersticken, aber der Drang, alles auszuleben, leistete verzweifelte Gegenwehr. Und gerade vor dem Auge der Liebe, vor dem aller Zwang und alles Fremde fällt, vor dem allein die Natur sich geben darf in unverhüllter Wahrheit mit all ihren

Launen und Blößen, ihren Träumen und Schmerzen, mußte er den Aufruhr seines Herzens niederhalten — aus Schonung gegen die Geliebte. Was er ehemals ihr zur Schuld angerechnet, jetzt beging er daselbe; er verbarg ihr seine innerste Regung: Das Verlangen nach den gewaltig umflammernden Armen der alten Liebe. So war er innerlich mit Velata schon zerfallen. Nur die Güte und Aufopferung ihrer eigenen Liebe fesselten ihn noch an sie mit den Pflichtbänden der Dankbarkeit und des Mitleids. Wenn er sich auch nicht von ihr loszureißen vermochte, so verhielt er sich doch bloß duldend gegen ihre emsige Liebessorge, fast abwehrend, im Geheimen davon abgestoßen. Ja, manchmal erfaßte ihn, wenn er sie kommen hörte, eine Feindseligkeit, wie der Haß gegen ein Joch. Dann tauchte der Gedanke ihres Liebesgenusses mit einem Fremden in ihm auf, und in seiner erregten Phantasie verkehrte sich diese Vorstellung zu einem höhnischen Terrbild. Bei jeder Umarmung schob es sich zwischen ihn und die Geliebte und zerriß seine Empfindungen, bis es eines Tages auch auf dem Schleier hervortrat. Es wuchs und wuchs und überwucherte die Bilder seines eigenen Liebesglücks, heilige Erinnerungen besleckt und verdrängend. Da ließ ihn auch der Traum der Vergangenheit los, der die Liebenden so zauberisch umschlingt, und der Abscheu vor den Terrbildern stieg bis an den

Rand seiner Seele. Sie dehnten sich auf dem Schleier der Geliebten aus, bis sie ihn gänzlich eingenommen hatten, verspottende Strafen, Verächter seiner Illusion, Räuber seines Jugendglücks. Und ein Zorn gegen sich selbst und die Verachtung seiner willensschwachen Sügsamkeit hob ihm bitterliche Tränen aus bedrückter Brust.

Da endlich raffte er sich auf in trotziger Kraft, und mit verzweifelttem Griffe riß er dem Weibe den Schleier vom Haupt und trat ihn in den Staub.

In demselben Augenblicke brach Velata alt und greis, in stummem Leide zusammen.

Der Jüngling aber stürmte hinaus, in den Taumel des Lebens.

Amtstag.



a wären wir also! sagte er, während er sich die Handschuhe auszog und in seinem geräumigen zweifenstrigen Amtszimmer umseh. — Der Mantel hing schon an der getünchten Wand.

„Nun wollen wir mal erst sehen“ sagte er zu den Akten und schritt an der Bank vorbei, auf der sie wie Hasen im Wildpretladen nebeneinander lagen, zum Fenster.

„Na, da seid Ihr ja wieder,“ grüßte er hinaus. Da war der Mühlbach unter dem Fenster; da schlängelte noch der Darm, der an einem Steine hängen geblieben war, auf dem winterklaren Grunde; da war zwischen Mühlbach und Flußlauf der Inselsegen, auf dem die Enten sich putzten; da schütterte das Flüsschen über das durchblickende sinterbraune Steingeröll; da flammerte der Brückenbogen Ufer und Ufer zusammen; da krochen noch drüben, den Buckel beschneit und den Fuß freigeschmolzen, Schildkröten gleich, die Uferhügel; da war fern hinten der grade Bergeszug und — hopsa, da stiegen ja auch die Duck-Entchen wieder durch den Spiegel des Mühlbachs, tauchten unter, schwammen hintenausstretend wie die Frösche unter der Fläche hin und puddelten plötzlich wieder das Köpfchen heraus, ein zappelndes Silberfischchen im Schnabel.

Also alles noch an seinem Platze — überzeugend! Folglich war er auch da. Jawohl, er sah richtigen Morgen und — wundersam! — in ihm war Leben! Er sah es, wie einer, der seine Lampe brennen läßt, auf die dunkle Straße geht und von draußen sein Zimmer erleuchtet sieht.

Mit der Ruhe einer feinen, schuldlosen Verachtung steckte er sich eine Zigarre an, und reinlich schwebte der Odem des ersten Rauches in den Raum.

Die Schönheit der Welt war noch da! Also auch die Ideale noch! Denn wäre eines davon zusammengebrochen, so hätte das Stückchen Welt, das sich vor dem Fenster ausbreitete, wohl sehr betrübend ausgesehen.

„Das wäre also schön! Nun können wir anfangen!“ sagte er. Denn in diesem Zimmer konnte man seine Ideale schon verlieren.

Er war gewappnet. „Herein die Feinde!“

Da pflanzten sich sechs Bauern auf, Betls wie die Eichen, denen der achtzigjährige Vater schon sein Land verteilt hatte, und nun sie darauf saßen, wollte keiner die zehn Mark zahlen, die sich der arglose Lear für die paar Jahre, die er noch zu leben hatte, von jedem zum Unterhalt erbat. Denn es stehe nicht im Vertrage, sagten die Blöße, die der Husten ihrer Ruh mehr besunruhigt, als die Todesnot ihres eigenen Fleisches und Bluts.

Aber als der Greis hinauswankte — hatte er sein Geld.

„Herein die Feinde!“ Und ein gespreizt in seinem Havelock dastehender alter Anirps, mit quadratischem Gesicht, eingekniffenen Lippen und geierbösen, dicküberbuschten Augen verlangte sein Testament zurück, um hinter dem Rücken der Tochter, der in der Pflege des Peinigers das Leben verwelkte, eine Stiftung zur Erbin einzusetzen, die seinen Namen in goldenen Lettern auf die Tafel der Wohltäter geschrieben haben würde.

Und was tat der feige Schakal, nachdem ihm sein Vorhaben in das rechte Licht gesetzt war? Bang um sein gutes Andenken, schlich er, ohne Testament, zur Türe hinaus.

Daß man ihm kein Lineal nachwarf!

Hereinknixte unterwürfig eine der Landgängerinnen, die im Frühjahr mit ihren Zwirnen die Schweiz bereisen, löste sich tiefseufzend das dicke Tuch vom Kopfe und flehte gebrochen um Hilfe gegen einen Trunkenbold von Mann, der während ihrer Abwesenheit die Ersparnis vertrank, gegen Branntwein das Vieh verschenkte, die Kinder mißhandelte und hungern ließ und auf sie selbst, seine Frau, mit der Art losging.

Dem sollte schon abgeholfen werden.

„Ach, junger Herr, mit Ihnen kann man

reden wie mit einem Sohn," weinte die Herzens-
einsame heraus und sie merkte in ihrer Erwärm-
theit nicht, daß sie sich versprochen hatte, als sie
„Adieu, Kind“ sagte.

„Adieu, Bundesgenossin“ träumte er, seine
Ruhe wiedererlangend, einen Augenblick die Türe
an, durch die sie gegangen war, stand auf und
trat zu seinen anderen Bundesgenossen an das
Fenster.

„Wohl bin ich da,“ sagte er zu allen. Wie das
Geflügel sich vor der Hofstreppe versammelt, wenn
die Zeit da ist, zu der es gefüttert zu werden
pflegt, so sah Wasser und Insel, Schneehügel
und Brücke zu ihm herauf. „Gewiß, Ihr Stillen,
ich folge Euch“ verständigte er sich mit ihnen
und saß wieder auf seinem Posten.

Erst auf dreimal wiederholte Aufforderung
behielt das im Eifer der Rede sich immer wieder
erhebende lebhafteste Mädchen Platz. Sie war
groß. Die freie Stirn verwies das flughafte
Blondhaar zurück. Wenn die klargeschliffenen
Augen blinkten, leuchtete unter dem bewegten
Flügel der geraden Nase deren feinblütig ge-
rötetes Innere vor. Feuchtrote Lippen öffneten
sich vor naßglänzenden Zähnen und in samt-
wandiger Kosigkeit glitt der weiche Hals, sich
wendend, im Kragen.

In die Großstadt sollte der Richter die
unmündige Schöne ziehen lassen, die schon

mit ihm liebäugelte, ihm, der ihr vertrauen sollte!

Er redete auf sie ein, wie ein milder Vater. Auf ihren gesenkten Augenlidern entzündete innere Bewegung heiße Rote; sie hatte die Ehre der Schönheit begriffen.

„Ja, Herr . . . Wenn der Herr meint, bleibe ich . . .“

Züchtig und leise schloß sie die Türe. . . .

Und wieder sahen sich Mensch und Landschaft in die Augen. Sie, die durch ihre Klarheit und die Bestimmtheit ihres Weges und Wirkens den Menschen so oft beschämt und niederdrückt, warf ihm das Bild seiner gestärkten Seele heiter zurück.

„Kämpfen wir so weiter!“ nickte er hinaus, sah sich im Zimmer abschiednehmend um und schritt in den Tag. . . .

Die Maus, der die plötzliche Stille auffiel, kam aus der Lambris und lief unhörbar durch das leere Zimmer.

Die drei Trauermäntel.



ans Herter wachte einmal so auf: Er entdeckt Ludwig XIV. das Geheimnis, daß der Papst dessen Gegner sei; und der Sonnenkönig, voll Bewunderung für diese Sehergabe, macht ihn zum

Minister

Hamlet, ja! Eben hat er die Vorlesung beschloffen und nun sagt er: „Meine Herren! Das große Geheimnis, das den Namen Shakespeare umhüllt, will ich jetzt lüften — Ich bin es; der Name war Pseudonym.“ . . .

Halt, geh noch mal zurück! Was wolltest Du doch gleich tun? Verflucht, nicht drauf zu kommen! Es war gewiß das Größte von Allem. Wieder Alles durch diese Zerfahrenheit! Warum bringst Du auch nicht erst eine Sache zu Ende ehe Du an die andere gehst? Wie Deine ganze Arbeit keine Art hat. Deshalb hast Du es auch nicht zum Minister gebracht, hast weder den Hamlet geschrieben, noch die Heldentat getan, auf die Du jetzt nicht kommen kannst. — Aber von heute an nimmst Du Dir fest vor, das Geringsfügigste beharrlich, als wenn es Dein Lebenswerk wäre, zu Ende zu führen. Sonst wirst Du Dein Lebtage nichts.

Schon sah er seinen Vorsatz als sauber gerahmten Leitspruch über seinem Bette hängen,

da packte ihn plötzlich eine Faust im Nacken, hob ihn senkrecht in die Höhe und setzte ihn gerade und steifstehend auf die Erde.

„So, das waren Deine Liegegedanken, und jetzt bitte ich mit Stehgedanken aus!“ — — —

Seit diesem Morgen konnte Hans Herter nicht ohne gereizt zu werden sehen, daß Nelly sich zum Ausruhen hinlegte. Nelly, von empfindlicher Seele, versiel nämlich leicht in Betrübtheit, die, wie bei Frauen nicht selten, jedesmal auch ihren zarten Körper angriff. Hans Herter aber meinte, wenn sie müde dalag, ihre trüben Gedanken seien die Folge davon, daß sie liege; denn im Liegen denke man anders als im Stehen — verschwommener, kraftloser, unbeherrschter.

Nelly wieder meinte, der Kräftige könne nicht mit dem Schwachen fühlen, kam sich vollends allein vor und weinte sich, immer trauriger werdend, das Herz brennend vor Heimweh nach ihrer toten Mutter.

Da fühlte sich Hans in seiner Liebesehre schwer getroffen; denn er genügte demnach nicht derart, daß man eines anderen Menschen neben ihm nicht mehr bedürfte.

Obwohl er sich nun Mühe gab, zu glauben, daß Nelly sich nicht ohne Bedürfnis auf den Divan strecke, so hielt er das Bedürfnis selbst doch mehr für eine Angewohnheit eines zarten Großstadtkindes, die sich nach einem tüchtigen Feld- und

Walddurchstreifen mit zunehmender Kräftigung geben würde.

Am Ende des sich weit in das Gebirge hineinschiebenden Talhafens weideten auf halber Höhe des Bergdammes die Häuser eines Dorfes, so von Bäumen durchwachsen, daß immer nur ein Häuschen zum Vorschein kam und, stand man am nächsten, das vorhergehende wie verstecktspielend hinter Bäumen entschlüpft war.

In diesem Dörfchen wohnten sie seit Wochen und jeden Morgen sahen sie in dem Triumphgefühl „Keiner ahnt, daß hier glückliche Menschen wohnen“ das Tal entlang in der Richtung, wo sie hinter Bergen sich die Welt dachten. Dann hieß es: Wo gehen wir heute hin? Und von jedem klang es, als früge er: „Was schenkst Du mir heute?“

Zwar beschenkten sie sich wirklich, indem er sie zur günstigsten Stunde, kundig, an solche Stellen führte, wo die Natur, sich gleichsam unbelauscht glaubend, ihr tiefstes Geheimnis erschloß und alle Erscheinungen im reinen Licht der Bindheit eben erst neu gebar; das Großstadtkind wiederum, vor einer neuen Welt stehend, empfand das Mysterium des Wachstums, der Formung, der Färbung, der Lebenstriebe, der harmonischen Abstimmung des Teils auf das Ganze so erstmalig, ausschöpfendmächtig und leidenschaftlich erfreut, daß den Eingeweihteren nur mehr als

Gegenstände wahrgenommene Wesen nun plötzlich auch wieder mit Augen ansahen und nur als Tatsachen bewusste Ereignisse ihm als Schicksale atembenehmend die Bruderhand reichten.

Das größte Geschenk war freilich, daß sie sich dabei an der Hand hielten und dachten: Was wäre dies Alles, wenn ein Anderer an Deiner Seite stünde?

Aber sie opferten sich auch beide etwas. Während er nämlich das Wandern um des Wanderns willen liebte und mehr Grenzen als Fläche wahrnehmend, auch vorankommen wollte, band ihrer Seele schon der bloße Aufenthalt in freier Weite die Flügel los, und der Weg war ihr nicht so sehr Zug in die Ferne, als Gelegenheit zu schauen; zu schauen, wie die durchsichtige Spitzenkante der Lärchen die Bergeslinie entlang zieht, wie an den Tannen Bernsteinfäden hellgelben Harzes in Goldperlen abtropfen, wie des Kornfelds breite Schräge bis unter den Himmel steigt oder wie ein letzter Feuerfaden im Schieferdunkel des Westens verweilt.

Demgemäß machte jeder der Natur des Andern ein Zugeständnis, und aus dem allmorgendlichen „Was schenkst Du mir heute?“ ließ sich hier ein schmeichelndes „Nicht wahr, aber Du eilst auch nicht so?“ heraushören und dort ein bevaterndes „Aber auch nicht jede Blume am Wege abpflücken!“

Es trennte sie zwar noch etwas. Hans, in der Natur zu Hause und von Kind an geübt und geschickt, sich darin zu bewegen, vergaß, daß für Nelly erste Gehversuche waren, was ihm ein für alle Mal als Fähigkeit innewohnte und wurde deshalb oft ungeduldig, wenn sie nicht anders, als im Sitzen herabrutschend einen Abhang hinabgelangen konnte, nicht davon abzubringen war, eine Steigung nur auf allen Vieren zu erkriechen, über einen Graben nicht sprang, sondern hinein- und auf der andern Seite hinaufstieg, wenn sie sich beim Überschreiten eines Baches ängstlich an ihn klammerte oder sich der Henne gleich geberdete, der die Entenbrut davonschwimmt, kletterte er einmal eine Fichte hinauf.

Indessen — diese Eigenheiten wurden ihm reizvoll. Sie boten Anlaß, Nelly zu belehren, und sie gab sich Mühe, sofern er nicht gleich alles auf einmal verlangte, ihm nachzuahmen, jubelnd, wenn er sie dafür tapfer nannte. Fast mehr noch schien ihm dergleichen rein objektiv interessant, in gleicher Weise wie er Nelly als Wunder bestaunte, wenn ihr der Erdbeergenuß Nesselflecken in die Stirne trieb oder ein Mückenstich ihr das Bein dick und hart aufschwellte. Wenn er dann ungläubig einer Krankheit gegenüber, die er an sich selbst noch nicht erfahren, besühlte und doktorte, gleichwohl aber jeden Augenblick fragte, ob sie jetzt ihren Ausflug machen könnten, mußte

Nelly trotz ihres Siebers hell auflachen. Denn einmal rührte sie sein naiver Unverstand als ein liebenswürdiger Zug von Gesundheit; dann aber fühlte sie sich in verwöhnende Liebe eingebettet, weil er sie so ganz ausschließlich für sich beanspruchte, sich ohne ihre Beteiligung bei nichts gedulden konnte und garnicht auf den Gedanken kam, einmal etwas allein vorzunehmen.

So nahm ihm Nellys gute Laune, durch seine drollige Pflege hervorgerufen, die Besorgnis, daß das mehrtägige Liegen Nelly wieder in ihre alte Gewohnheit und damit in düstere Liegedanken drängen könne.

Als sie bald darauf nach einer anstrengenden Bergbesteigung ohnehin einen Ruhetag einschalten mußten, fand Hans Herrter es daher unbedenklich, ihrer Bitte entsprechend ausnahmsweise einmal die Hängematte mitzunehmen.

Es war ein paradiesisches Bild, die Beiden den hellbesonnten Wiesenstreifen überqueren zu sehen, der zwischen zwei hochaufgeworfenen Waldwogen, den Abstand überwachend grünte, oben gleichsam wiederholt von dem glattblauen, die Spannweite des Tales deckenden Mittags-himmel, während rechts und links über den Baumgalerieen leuchtend-weiße Wolken anführten — das Ganze, wie ein Arcis von stets beieinander zu findenden Freunden, von denen jeder seinen festen Platz inne hat. Hans, das Netz über der

Schulter, führte Nelly an der Hand, die, von ihrem schwanken Matelot überschirmt, in der sonntäglichen Schwere der nachwirkenden Anstrengung hinschlenderte, auf geruhfsamen Sandalensohlen, vor deren Querriemen sich weiße Spitzchen kätzchenhaft-säuberlich von dem schwarzen Strumpfe abteilten. Ihr Gespräch: daß keine Tagespflicht, keines Zuschauers Auge, keine Beschränkung der Zeit, kein Zwang, sich mit anderem, als mit sich selbst zu beschäftigen, sie störe — war ein aufarmendes Liebkosen des Gedankens ihrer Ungebundenheit, das die ganze Seele in ihre festaneinanderliegenden Handflächen schickte.

„Nein, ich will ganz allein“ sagte sie, als er sie über den Bach heben wollte, der zwischen der Wiese und dem jenseitigen Walde eine silberne Grenzfurche zog. Sie war drüben. „Denk Dir! Wie fein!“ bestaunte sie sich und hielt nach dem Ungerüm von Bach zurückgewendet, noch immer den Rock herauf. Er küßte sie voll Entzücken, und dies Lob machte sie so weich, daß sie trotz heißer Angst mit ihm die schwüle Waldschräge hinaufkletterte und sich erst, als er Halt machte, durch einen tiefen Atemzug von dem Alpdrucke befreite. Dabei hielt sie sich mit herbem Griff an seinem Haare fest und sagte: „Alles bringt er mit mir fertig der Kerl, der!“

Umschmeichelt von der Freude über seine Macht, knüpfte „der Kerl, der“ die Hängematte

so an dem Längstrand einer abschüssigen Waldblöße zwischen die Stämme, daß die in dem Netze Schwebende den grünen Schatten der Wipfel zugleich mit dem Blick auf den offenen Waldeshof genoß.

Hans nahm sein Buch aus der Tasche und wollte ihr nun vorlesen. „Nicht jetzt!“ bat sie, die Hand darauf legend.

„So schaue ich derweil einmal nach Schmetterlingen“ fiel ihm nach einigem Besinnen ein und erhob sich von seinem Moosstze.

„Aber Herzlieb, in dem Sonnenbrand!“

„Ich will nur einmal sehen“ und er trat auf die Waldblöße heraus, deren versteckte Lage, von der grellen Mittagssonne besucht, sie zu einem wahren Falterparadiese zu machen schien. Pfauenaugen schossen vorüber, auf heißgeglühter Baumstumpfscheibe legte der Steinfuchs sein buntgeflecktes Büchlein auf, über die Distelköpfe balanzierte der Admiral, in rötlichem Geschwirre fielen Jakobinchen schwerfällig auf jeder Blume ein und der blühende Brombeerbusch, über und über von feurgelben Kaisermänteln besetzt, schien noch einmal überblüht. An dem einzigen Baum des Paradieses aber, einer in dessen Mitte gerade aufgerichteten Buche, deren silberner Schaft sich erst hochoben in einen kleinen Wipfelbusch auflöckerte, saßen die ganze Höhe hinauf Trauermäntel, die purpurdunklen Flügel cremefarben

urnsäumt und fogen, ruckweise fortbewegt, an dem Buchensafte, der sich in langer feuchter Bahn, manchmal schäumig gestaut, den Stamm hinabzog.

Nelly schaute aus den grünen Schleierlagen, die der Stufenstand niederer Buchenäste wasser-tiefenartig in den Waldesraum abstößt, schaute an silberatlasbleichen Stämmen vorbei, einer leidenschaftlichen Schmetterlingsjagd des geliebten Menschen zu. Es fiel ihr der Ausspruch ein, wonach die echte Liebe diejenige sein soll, die an dem Geliebten alles schön findet, und es ergab sich, daß es ihr so ging. Wie er da drüben stand und mit gesenktem Nacken ernsthaften Blickes das gefangene Tier untersuchte, wie er sich, den Hut in der erhobenen Hand, listig an die sitzenden Falter heranschlich, wie er die segelnden im Sackzacklauf verfolgend aus der Luft herabschlug, wie er sie, die Stirn auf der Erde, unter dem Kaumgelüfteten Hute herausgriff — jede Bewegung, Form und Farbe durchströmte sie vom Scheitel bis zur Zehe, daß sie durchsättigt von dem ganzen klopffenden Leben warm besonnter Erde dalag. So traumbildunendlich von Schönheit umgeben, daß das Einzelne in dem Ganzen verschwamm, lächelte sie nur in wunschlosem Abwarten, als Hans sie an die Himmelsleiter der Trauermäntel hinüberrief, begeistert, als gäbe es nichts Interessanteres auf der Welt. Denn es

gab nichts, das nicht schon in ihrem Reichthum einbegriffen war; sie brauchte gar nicht erst hinzusehen.

So kam Hans, den Arm wagrecht von sich haltend, in vorsichtig kleinen, langsamen Schritten zu ihr und — nun machte sie aber doch Augen. Auf seinem Handrücken saßen, wie Einem gezähmte Tauben auf der Hand sitzen, drei der cremeverbrämten dunklen Schmetterlinge und in der Fläche seiner anderen Hand wies er drei andere vor, die zugeklappt umlagen. Durch und durch ging ihnen der Anblick einer solchen Trunkenheit, die aus dem höchsten Lichttausch hier in vollständige Nacht, dort in eine Empfindungslosigkeit fiel, die den Schatten des Todes nicht im leisesten über sich ahnt. Nun mußten sie auch das Schauspiel an dem Baume selbst zusammen sehen und indem Nelly die an dem Stamme hinaufsteigenden Falter bis zu dem Wipfelhorste hinauf mit den Augen begleitete, wider Hans zurückgelegt, der hinter ihr stand, fühlte sie ihrer beider Liebe senkrechten Aufstiegs hoch und leicht mit in den Himmel wachsen, und begierig emporgestreckt trank sie den Auß, mit dem ihr Hans, über ihre Schulter gebogen für ihre fliegende Mitfreude dankte — —

Während sie, von ihm umschlungen, an ihre Lagerstelle zurückkehrte, bemerkte sie, wie über der Waldlinie metallische Wolkenkugeln herauf-

quollen. „Ein Gewitter,“ sagte sie schreckhaft. Hans blickte sie befremdet an und ließ sie los.

Sie wendete sich nach der Waldblöße zurück: „Siehst Du, die Falter verlieren sich auch.“

„Ach!“ machte er so ungeduldig, daß sie innerst zusammenfuhr.

„Schatz, trau' mir: es war gleich schwül, als wir in den Wald eintraten, ich wollte nur nichts sagen.“

„Du bist auch ‚schwül;‘ Gespenster siehst du!“ widersprach er barsch.

„Da! Siehst Du — die Stechmücken! Nein, Du, das ist kein Spaß, weißt Du . . . Nein, ich bleibe nicht,“ sagte sie mit weinerlicher Entrüstung und juckte sich mit allen zehn Fingern im Haar, als wenn sie das Gebiß von hundert Schnakenstichen an sich fühle.

„Natürlich, Du müßtest nicht in der Hängematte gelegen haben — also, ich bleibe — es gibt kein Gewitter.“

Seine Stimme war scharf und hart.

Da fuhr Schrockheit in ihr herabgesetztes und verängstigtes Herz.

„Du willst nur Deinen Willen haben . . . nie mehr gehe ich mit Dir, nie . . . meine schöne Freude! . . .“

„Daran bist Du schuld,“ entgegnete er, um so kälter, je schuldiger er sich selbst fühlte, nahm die Hängematte und begann stumm weiter walde-

aufwärts zu steigen. Sie folgte, ohne ein Wort, bis auf die Höhe.

Sich gegenüber — er auf der Waldseite, sie auf der Feldseite des fahrspur-breiten Triftweges — schleppten sie sich auf der Hochebene den Waldrand entlang weiter. Nicht ließ sie die Schellenbäumchen des Hafersfeldes im Vorbeistreifen raschelnd durch die Finger gleiten, nicht richtete ihm das Waldgeräusch, das der Flucht eines bestürzten Rehcs nachpoltert, oder der Schatten des über ihnen kreisenden Sperbers den Kopf in die Höhe. Wie bei jenen Saltern sahen sie ihren Überschwang in trübselige Teilnahmlosigkeit umgeschlagen, und ihre Süße zweifelten nur so hin, wie jemandes, der des statischen Organs beraubt, keine Macht über sie hat. . . . Die Welt hatte keinen Sinn mehr.

Und sie schwiegen. Sie wollten sprechen, aber es ging nicht. Er ahnte, daß das Schweigen mit jeder Minute schwieriger zu brechen sein würde und öffnete die Lippen, um zu sagen „ich habe Dich ja lieb“ — aber er fand weder Übergang noch Anrede. Sie, sich plötzlich der Unnatur bewußt werdend, mit ihrem Einzigem, Heiligstem auf der Welt zu streiten, griff sich von einer Sturzwelle des Entsetzens überschüttet ans Herz und grub sich, verzweifelt über sich selbst, Anklage über Anklage hinein, hart, sich zerreißen wollend. Auf der Brust — so! — saß

es fest; weinen können! Aber sie konnte nicht; sie war so schlecht, so verstockt; er hatte ganz recht, daß er sie nicht mochte . . .

Er sah von der Seite an ihren Säusten, was sie in sich hineinpreßte. Er merkte, welch eine Hölle sie ausbrannte, daran, wie sie beständig trocken schluckend die Lippen befeuchtete. Voll Beschützerangst suchte er einen Blick von ihr zu erhalten, doch sie sah ihn nicht an. So konnte er seine wehe Sehnsucht nach Einigkeit nur dadurch zeigen, daß er geduldig stehen blieb, wenn sie stehen blieb, erst zugleich mit ihr sich wieder in Bewegung setzte und auch wieder die Gangart verlangsamte, wenn sie es tat. Die Gefügigkeit des eigenwilligen Mannes zwang sie förmlich zu seinen Füßen nieder. Umsoweniger aber wagte sie ihn anzuschauen; ihr Inneres wand sich unter der Anklage der Augen, die sie so traurig auf sich gerichtet fühlte.

Sie beschleunigte nur den Schritt, in der Erwartung, die Ankunft im Dorfe und der Zwang, vor den Menschen sprechen zu müssen, würde die Versöhnung erleichtern.

Gleichzeitig donnerte es. Ihren schnelleren Schritt aufnehmend, sah er sie beschämt von der Seite an; sie aber tat sich leid, daß er ihr nicht geglaubt hatte und wandte den Kopf, um ihre zuckenden Lippen zu verbergen.

Nach einer Weile kam eine Abkühlung über

die Höhe, ein Zeichen, daß sich das Wetter anderswo entladen hatte. Nun sah sie ihn beschämt von der Seite an und er tat sich leid, daß sie kein Vertrauen zu ihm gehabt hatte; gebeugt sah er unter sich.

Sie seufzte, mit dem Wunsche, daß er ihre Reue und die freudige Anerkennung seines Rechtes auf diese Weise erfahren möge.

Er hörte es und begann, nach Schlangen suchend, wie zufällig Steinblöcke umzudrehen, die am Wege lagen, um in dieser Beschäftigung ihre Aufmerksamkeit mit der seinigen zusammenzuführen. Sie war nahe daran, aufzuschluchzen, aus Dankbarkeit, daß er wieder Mensch war und blieb zuschauend stehen, als er den Wurzelknorren eines gefällten Baumes umwendete, der noch lose in der Mulde stand, in der er abgegraben worden. Er griff in die Höhlungen, die die Unterseite des Strunks tropfsteinartig zerflüsteten, — und was hielt er in der Handfläche? Drei Trauermäntel, die das Moiré ihrer Außenseite zeigend, die Behaarung des Leibes leicht mit Erde bekrümelt, zugeklappt umfielen.

Auf die lichtentwöhnten Tiere niederblickend, sagte er, wie nur zu diesen: „Die leben im Dunkel der Wurzel und die anderen im Licht des Wipfels — und was beißt? Stumpfheit. Ist es da nicht einerlei, ob man glücklich oder elend war?“

Laut heraus weinend legte sie ihm die Hand auf den Mund: „Lieber Gott, sag' das nicht, mein Einziger! Wenn Du nicht glücklich bist, was ist dann mein Leben?“ Sie verbarg das Gesicht an seinem Rocke und weinte immer wieder untröstlich „Lieber, lieber Gott.“

„Ich sage es ja nicht von mir, Herz“ — beruhigte er, den Mund auf ihrem Haare — „Komm' doch zu Dir! Ich kann doch nicht mit Dir uneinig sein; Komm', sei gut! Komm', laß mich Dein Gesicht wieder glücklich sehen!“

„Nein, Du warst mir böse, ich habe es gefühlt . . . Ich glaube, ich kann nie mehr froh werden“ schluchzte sie so unglücklich, daß er sie ängstlich wider sich hielt: „Aber, mein Lieb, ich kenne Dich ja nicht, was ist Dir?“

„Nein, es ist zu schlecht von mir“ — weinte sie auf seine Brust ein und ihre Hände zupften dabei irr an seinem Rocke — „ich passe nicht zu Dir, ich sehe es ein. Wenn Du mich jetzt verstoßen würdest, könnte ichs Dir nicht übelnehmen . . . Wenn Du noch hart gegen mich wärest und würdest nicht solche traurige Augen machen!“

Todtraurige Augen, ja, jetzt hatte er sie und schon war ein hilfloser Gram im Begriffe, aus seiner Brust hervorzubrechen, da blickte ihm die Weinende, die sein stoßhaftes Atmen verspürte, plötzlich zu weinen aufhörend, grade ins Gesicht und befahl mit leidernster Festigkeit: „Daß Du

mir nicht weinst, hörst Du! . . . Du nicht! . . . Tu mir das nicht an! . . . Ich halt es nicht aus“

Und auf seinen zuckenden Lippen siegte mühsam — ein Lächeln!

Sie griff mit festversprechendem Schütteln seine Hand und sagte: „Ich will alles tun. Es ist nur Deine tätige Natur, daß Du nicht mit mir zufrieden bist. Was meinst Du, für wen ich müde und heiß, wie ich war, den steilen Waldweg sonst gegangen wäre? Für keinen Menschen auf der Welt, als für Dich. Aber ich will ganz mit Dir eins sein und nie mehr herumliegen.“

Er lächelte sie verlegen an: „Mein Gutes! Es ist nur Deine Redlichkeit, gleich zu zeigen, daß Du müde bist; Dich nie zu etwas zu zwingen, wofür Du Dich nicht empfänglich fühlst, wie Du nicht lesen wolltest, ohne den Drang dazu. Aus Respekt vor den Dingen lehnt Du sie zur un rechten Stunde ab . . . Gegen Deine feine ehrfürchtige Seele bin ich doch ein rechter Bauer.“

„Mein lieber Bauer! — Du Prinz“ sagte sie strahlend und lehnte sich an ihn.

So gingen sie schritthaltend bergab im leisen Kastagnettengerassel der Wickenschoten, die ihr Fuß streifte, und von pelzigen Hummeln umläutet, die wie bestaubte Bäcker auf der Rückkehr von den Aleeäckern ihren Weg kreuzten.

Der Waldeszug zu ihrer Linken wurde lichter; schon leuchtete das Talgrün hindurch.

Nelly hielt erschrocken an: „Wenn wir das Tal jetzt bald verlassen — und ich habe Dir von dem kurzen Glücke eine Stunde weggenommen! . Wie wird mich jede verlorene Minute dann bitter reuen, Herzlieb, hilf mir.“

„Weißt Du was? Wir wollen es als ein Opfer ansehen, das wir dem Glücke gebracht haben. Wir bauen ihm einen Altar!“

Schon während er sprach, suchte sein Blick nach Steinen, als sei der Plan schon in ihm fertig gewesen, ehe Nelly jene Sorge äußerte.

„Ja“ — stimmte sie ein, während sie sich eifrig nach dem zunächst liegenden Steine bückte — „und wenn ich je einmal wieder schlecht gegen Dich bin, sagst Du bloß „Trauermäntel“ und ich weiß, was es bedeutet.“ — — —

Der Altar war aufgeschichtet, unregelmäßig mit Moos bedeckt, wie ein natürlicher Steinhügel. Sie hatten die von einer Natter beim Häuten abgestreifte leere Hülle gefunden. Dahinein schob Hans jetzt wie in eine lederne Kapsel einen zusammengerollten Zettel, auf den er geschrieben hatte: „Eine Stunde dem Glücke zum Opfer“ und steckte das Ganze in ein Schlupfloch zwischen die Altarsteine.

„Dafür wird uns die Schlange eine neue glückliche Stunde bringen.“

Nelly küßte ihm die Hände: „Sie hat es schon
getan.“

Und sie tat es weiterhin. Das Merkwürdige
aber war, nicht daß sich bei Nelly seitdem Liebes-
gedanken nicht mehr einstellten — nein, daß Hans
selbst, wenn er morgens erwacht noch eine Weile
liegen blieb, immer nur schöne Gedanken hatte.

Denn weit davon entfernt, sich in ehrgeizige
Träume von Ministermacht und Geisteshelden-
unsterblichkeit zu verbohren, dünkte es ihm ein
Leben wert, einfach da zu sein für die, der er
durch sein bloßes Dasein die Welt verherrlichte.

Und vielleicht ist diese uns innewohnende
Brauchbarkeit für die wir gar nichts können,
unser reinstes Verdienst.

Der Schwimmer.



Die Schule war aus. Die Erlebnisse des Morgens austauschend, zogen die Knaben truppweise heim. Hinter immer seltneren Nachzüglerbanden, vereinzelt, noch ein paarweises Zusammenschlendern, bis die Unzertrennlichsten am letzten Straßeneck sich noch einen Klaps versetzend, auseinanderliefen.

Sonst konnte man die Heydens stets aus verschiedenen Richtungen ankommen und lang nacheinander ins Haus treten sehen. Heute kamen die beiden Brüder zusammen. Durch eine Verfügung des Rektors war den Schülern diesen Morgen das Schwimmen erlaubt und die Badesordnung bekannt gegeben worden.

„Hei! Das wird fein“ begeisterte sich der Jüngste.

„Mein Lieber, was wirst Du Wasser schlucken“ prophezeite ihm der Ältere, erfahrungsüberlegen.

„Das ist grad schön; dann sprudel' ich's heraus wie ein Walfisch, wie ich's in der Badhütte immer mache.“

„Du bist der rechte Mann!“

„So, meinst Du, ich brauchte zwei Jahre, bis ich abschwimme, wie Du? Da bist Du aber irt, Alterchen!“

„Wenn Du dies Jahr abschwimmst, heiß ich Hannes.“

„Was gilt die Wette?“

„Einfalt, Du hast ja gar keine Kraft!“

„Ich geh einfach hin, wo's am tiefsten ist; da wird man getragen.“

„Und wenn Du dann mal 'n hohen Kopfsprung machst, dann kommst Du nicht mehr herauf!“

„Du meinst wunder was an Deinem dummen Kopfsprung wär'. Den brauch' ich nicht zu können; ich schwimme viel lieber ruhig. Du kannst's ja an unserm Goldfisch sehen: Der steht ganz still im Wasser und balanciert nur mit den Flossen.“

„Na, ich tunke Dich schon, Kerlchen.“

„Das sollst Du nur mal probieren! Du hast mich garnicht zu stören, wenn ich schwimme.“

„Dann kannst Du mal schreien ‚Mama, Mama.‘ Überhaupt läßt Dich die Mutter garnicht lernen, Dich, Teekindchen.“

„Bleiben gelassen! Das hab' ich mir als Geburtstagsgeschenk gewünscht, und —

Einmal geschenkt,

Bleibt geschenkt,

Bis die Welt untergeht.“

Damit zwängte sich Edi vor Alfred in die Haustür — jeder wollte der erste Überbringer des

Tagesereignisses sein — galoppierte durch den Flur, die Hintertreppe hinab und bestürmte, die Bücher noch unterm Arme, die Mutter mit seiner Botschaft.

Sie hätte ihn schon im vergangenen Jahre das Schwimmen erlernen lassen, wäre die Besorgnis um ihren Jüngsten nicht so groß gewesen. Der Junge war gar zu verträumt und lebte immer in den Wolken, wie der Vater zu sagen pflegte. Trotz seiner dreizehn Jahre hatte man ihn noch nicht gewöhnen können, allein schlafen zu gehen, und Abend für Abend mußte ihm die Mutter, auf dem Bettrande sitzend, eine Geschichte erzählen, damit er einschlief. In solche Erzählungen versenkte er sich derart, daß er immer in der Sprechweise ihres Helden der Mutter den Morgenruß bot.

Die Eltern fürchteten, daß das Wasser bei seinem phantastischen Sinn eine große Gefahr für ihn sein werde. Sie konnten ihn aber dieses Jahr nicht mit weiteren Versprechungen hinziehen. Denn dadurch, daß sie ihm den Schwimmunterricht länger, als seine Natur es erlaubte, versagt hatten, hatte die Wasserwelt noch an Zauber für ihn gewonnen, und es schien sich eine tiefgehende Sehnsucht nach der fließenden Woge und allem, was da lebt in ihrem Reich, bei ihm befestigt zu haben. Er legte sich Sammlungen an von Muscheln und Seetieren; von keinem Spazier-

gang kehrte er heim, ohne ein Schilfgewächs, eine Wasserrose, Tang oder den schwimmenden Schleim der Lohblüte mit nach Hause zu bringen; er verschlang die Märchen von versunkenen Städten und Seegeistern; er holte die langvergessenen magnetischen Schwimmdögel wieder aus der Spielkammer und konnte stundenlang vor dem Becken sitzen und sie seiner Magnetangel folgen sehen. Sein Höchstes aber war: an trübten Tagen die Netze der Fischer auf dem Leinpfad zu begleiten und, für die Nacht des Netzes bald fürchtend, bald hoffend, das spannende Schauspiel des Fischfangs zu verfolgen. So mächtig zogen ihn die Gewalten der Flut.

Die Besorgnis der Eltern schwand jedoch, als sie fanden, daß der Knabe eine Leidenschaftlichkeit im Schwimmen nicht an den Tag legte. In der ersten Unterrichtsstunde war der Vater selbst zugegen gewesen und hatte sich überzeugt, daß der Junge nicht verwegen war. Auch konnte ja Alfred, der sich bereits als guter Schwimmer erwiesen hatte, gemeinschaftlich mit ihm baden gehen und ihn beaufsichtigen. Doch wäre es nicht einmal notwendig gewesen. Einmal schwamm der Kleine nach einigen Wochen schon so sicher, wie Alfred selbst, und überdies schien es ihn gar nicht zu locken, das Bassin zu verlassen und hinauszuschwimmen in den freien Fluß. Er war bedächtig und so ganz seiner Schwimmkunst hin-

gegeben, daß ihn die renommistischen Waghalsigkeit seiner plätschernden und schreienden Schulkameraden nicht zur Nachahmung reizten. Ohne jede bewußte Übung erlernte er das Rückenschwimmen, das Wassertreten, den Hundetrab, und wagrecht auf dem Rücken zu verharren (den „Toten Mann“ machen.) Indem er sich dem Elemente in seiner jeweiligen Bewegung anpaßte, ergaben sich ihm diese Schwimmmarten von selbst. Stromauf schnitt er die Woge, im Keil der Arme ihr entgegendringend, stromab ließ er sich rücklings treiben, auf glatter Fläche ruhte er reglos, auf bewegten Wellen richtete er sich senkrecht in dem Raume auf und hielt sich mit der Kraft der Füße. Alles zwanglos, wie es die Situation erforderte, als wäre er ein Kind der Welle. An seinen Bewegungen exemplifizierte der Schwimmlehrer den Schülern, die er noch an Gurt und Leine hatte, die Schwimmregeln. Da dieser immer eine ganze Schulklasse auf einmal vornahm, und das Bassin daher beständig wimmelte, wie eine Pfütze mit Kaulquappen, so sah er die Schwimmfesten gern außerhalb. Deshalb war ihm daran gelegen, daß sie möglichst bald die Schwimmprobe ablegten.

Nachdem Edi diese unter den Augen des vorsichtigen, im Bahne nebenherfahrenden Vaters bestanden hatte, trieb er seine Schwimmfreuden in derselben besonnenen Weise,

wie vordem weiter; nur geschah es im freiem Flusse.

Mit Vorliebe hielt er sich an dem Wehre auf, über das sich der Fluß, der Badeanstalt gegenüber, schäumend ergoß. Es wuchsen dort Riedgräser, wie Dschungelgesträuche, die mit schwankenden Häuptern über die Oberfläche ragten; es rauchten dort inselartige Grasfelder auf mit starkduftender Minze, gelber Schwertlilie und rosanem Brombeergeblüt; und zwischen den lagunenartig gelagerten Erdschollen schäumte die weiße Milch des Flusses über die moosgepolsterten Quadern des Wehrs. Dort, wo der Fall des Flusses am reißendsten war, lag der Anabe gern langhinstreckt gegen die Lehne des Wehrs, daß die herabpolternden Wogen über ihn schäumten und sich beim Entgegenstemmen des Armes und Nackens in hoher Wallung darüber wellten, wie eine gewaltige Locke. Er träumte sich dann an die Seite des weißbärtigen Flußgottes, der ihm in wohlwollender Vertraulichkeit auf die Schulter klatschte und, Strohäpfel im Haar, seine weißen Locken schüttelte, daß es ringsumher spritzte und troff, und die Minzen frischer dufteten. Er war meistens allein dort. Die übrigen Schüler und auch sein Bruder schwammen weiter stromauf und veranstalteten gewissermaßen Turnspiele im Wasser: In einer langen Reihe schwang sich jedesmal der Letzte über alle seine Vordermänner,

indem er sich auf deren Schultern stemmte und einen nach dem andern unter seinen Beinen hindurch hinter sich drängte. — — —

Es war ein sehr heißer, heller Augustnachmittag und die Anaben tummelten sich länger als gewöhnlich in dem kühlen Element. Sie plätscherten und spritzten sich, mit den flachen Händen auf den Spiegel klatschend, und in immer mutwilligerer Verfolgung, je hilfloser die Überfallenen nach Luft schnappend davonprusteten.

Eidi kam heute spät. Wegen seiner Liebe zur Wasserwelt hatte er von der Mutter ein Buch über Nixen, Meeremänner und Schwanenjungfrauen zum Geschenk erhalten und ihr in der kühlen Laube daraus vorgelesen.

„Mama, ich fang' mir heut' eine Nixe,“ sagte er im Fortgehen. „Weißt Du, wie ich das mache? Ich lege mich ganz still hin, und dann meinen sie, es sei niemand da und kommen aus dem Schilf, um ihren Reigen zu tanzen. Wenn sie dann die Augen voll Wasser haben, können sie nichts sehen und ehe sie sie aufmachen können — eins, zwei, drei — hab' ich eine.“

„Was willst Du denn mit ihr machen?“

„Sie muß uns alles erzählen, wie es da drunten ist; und denk' mal, Mama, wenn sie zaubern kann, dann können wir uns alles wünschen!“

„Geh', geh', mein Phantast, und bleib' mir nicht so lang.“

Vorsichtig, als könne sein Fuß einen Körper berühren, schwamm er diesmal über den Fluß. Denn fortwährend war es ihm, als bewege sich in der Tiefe ein Wesen und die Schwankungen auf der Oberfläche und in dem Wasserraume seien hervorgerufen durch unsichtbar sich regendes Leben. Am Wehre angelangt, flocht er sich im Liegen aus Binsen einen Kranz und setzte ihn auf die tropfenden Locken. An den Schläfen hingen Wasserfadenbüschel herab und vor seiner Stirn leuchtete die rosige Dolde der Schwanenblume. So geschmückt, ruderte er mit leichtem Arme der Mitte des stillen Woges zu und hielt sich dort in wagrechter Lage auf dem Rücken, die Hände nur zu Hilfe nehmend, wenn er Atem ausließ und die Schwere überwinden mußte. Er konnte den Atem lange anhalten und lag während jener Minuten reglos wie ein „toter Mann“ und träumte hinauf in den blauen Himmel, nur das Rauschen des Wassers im Gehör und die Welt vergessend. Das Wasser wiegte ihn. Leise an ihn anbrandende Wallungen des Spiegels; eine Quellbewegung aus dem Grunde, die eine lauernde Welle an ihn hob: Jetzt! die Tochter der Tiefe kündete sich an. Das glänzend-grüne Tangbändergeflecht einer schwankenden Hängematte wurde unter ihm hergebogen, und er schloß die

Augen und ließ sich von ihr aufnehmen. Über ihren Rand beugte sich die Nymphe und lispelte ihm das Geheimnis der Tiefe zu. Sie nahm ihm den Kranz vom Haupt und faßte es mit einem goldenen Reife ein; sie zeigte ihm das perlmutterne Schloß mit den korallenenen Zinnen, die Grotten mit magischem Dämmerlicht, weite smaragdene Wiesen und das silbersäulige Gemach, wo er zwischen knieenden schuppenglänzenden Vasallenreihen zu dem Throne geleitet wurde, an der Hand der weißen Nixenfürstin,

„Darf meine Mutter auch mitkommen?“ hatte er die Huldin gefragt. Sie versprach es in einwiegender Ergebenheit: „Kein Wunsch bleibt Dir unerfüllt.“ Da schwand ihm das Bewußtsein, und er sank hinab, willig; einen Machtlosen nahm die Tiefe auf.

Bis spät in die Dämmerung rief der ratlose Bruder, der ihn im Eifer des Tummels aus den Augen gelassen hatte, weinend seinen Namen. Aber er sah ihn nimmermehr. Er hatte sich nochmals entkleidet und war dahin und dorthin geschwommen, jede Bucht und jeden Uferstrauch durchsuchend. Als er herausstieg, hing ihm der Kranz mit der Schwanenblume auf der tropfenden Schulter.

Das war alles, was die verzweifelte Mutter von dem Kinde bewahren konnte.

Inhalt:

Schlösser	7
Manneszauber	15
Das Glöckchen.	25
Der Übersetzer	29
Liliencron	38
Der Dichter.	47
Der Tod.	50
Grifeldis	60
La Velata	87
Amtstag	96
Die drei Trauermäntel.	101
Der Schwimmer	119

Gedruckt bei Gottfried Pätz in
Naumburg an der Saale, mit
Initialen von Bernhard.



Princeton University Library



32101 067517092

